

# Schwarze auf Weiß

SCHÜLERZEITUNG DES STÄDT. GYMNASIUMS IN GUMMERSBACH

8. Jahrgang

März 1957

Nummer 4



## Hoher Besuch in unserer Schule

Oben: Begrüßung des Ministers

Von links nach rechts: Dr. Dresbach MdB, die Gattin des Ministers, Minister Prof. Dr. Balke, Stadtdirektor Vogelsang, Dr. h.c. Steinmüller, Bürgermeister Eshmann

Rechts: O. Stud. Dir. Dr. Meyer überreicht dem Minister ein Bild seines früheren Gummersbacher Lehrerkollegiums



Fotos: H. B. Solbach



## Walter Hahne

Gummersbach

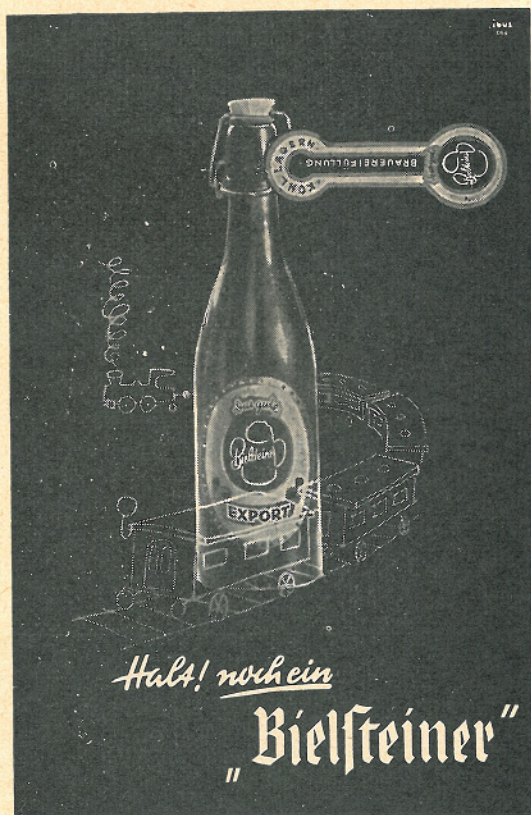
### SCHULBEDARF

Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung  
Sämtliche Schulbücher

## Café Viebahn

GUMMERSBACH  
Feldstraße

**Guter Kaffee, gehaltvolle und  
wohlschmeckende Backwaren**  
Angemessene Preise.



## Die Tanrschule Potthoff

beginnt nach den Osterferien 1957 einen neuen

### Nachmittags-Tanzkursus

für die Schüler dieser Anstalt

## Adler-Apotheke

INH. J. SCHLICHTER

Gummersbach  
Kaiserstraße

## A. Waltenberg

Führend für  
Handarbeiten  
Modewaren  
Wolle, Strickmaterialien  
„Alles für Ihr Baby“

Das Spezial-Geschäft für die Frau!

## NOSS & CO

METALL-  
UND LACKIERWARENFABRIK

Dieringhausen



## EIGENER SACHE

der vorliegenden vierten Nummer Jahrgangs von „Schwarz auf Weiß“ die unter meiner Beratung stehende Aktion die Schülerzeitung ein volles weitergeführt. Es sei mir gestattet, diesem Anlaß einige Bemerkungen unserer Arbeit zu schreiben.

Allem anderen habe ich der unentgeltlichen Arbeit der gesamten Redaktion einmal ausdrücklich und öffentlich danken. Wer weiß schon, daß vierzig fünfzig brauchbare Schreibmaschinenbesonders bearbeitetes Bildmaterial zahlreiche Besprechungen innerhalb der Redaktion und mit den großen und kleinen Autoren, Beschaffung von mindestens drei Anzeigenseiten, Korrespondenz Ehemaligen und anderen Schülerzeitungen, Verbindung mit der „Jungen Welt“, Korrekturen, Umbruchüberlegungen mit der Druckerei (in denen uns Herr K. von der Firma Luymen mit nie nachlassender Geduld berät) dazu gehören, eine neue Nummer herauszubringen. Nicht geringer sei allen Inserenten gedankt, die schon seit Jahren die Arbeit der Schülerzeitung unterstützen: Wir sind uns sicher, daß sie über die Werbewirkung aus unseren jungen Redakteuren und dem Gymnasium helfen wollen, „Schwarz auf Weiß“ als Bindeglied zwischen Schule und Elternschaft, Schülern Ehemaligen, Lebensrecht zu gewährleisten. Zuguterletzt Dank allen Mitarbeitern des Kollegium, Schülerschaft und von „Schwarz auf Weiß“, die in den vergangenen Nummern den Inhalt gestalteten. Nicht vergessen sei schließlich das Erbe, das wir von der früheren Redaktion übernehmen: Die hervorragenden Strichätzungen (z. B. „Sport“) seien als ein Beispiel für vieles andere genannt.

Meinen Dank schließt sich die Bitte, besonders an unsere Schülerschaft aller Stufen: **Tragt mit an Eurer Zeitung, sie mit Eurer jungen Phantasie, Begeisterungsfähigkeit und Eurem persönlichen Einsatz!** Die Redaktion berät jederzeit über die formalen Dinge des Schreibens, stiftet sogar (erstmalig in dieser Nummer) kleine Preise für gute Kurzgeschichten aus unserem Schülertag. Und noch eins: Neulich sah ich einen unserer Tertianer an einer wohlgeordneten Werkarbeit, die er mit selbstergebender Geduld, Sauberkeit und technischem Sachvermögen schon über ein halbes Jahr an einem Nachmittagsprobleme unserer Schule leistete. Als ich ihn bat, über einmal in „Schwarz auf Weiß“ zu berichten, meinte er, das könnten andere sicher besser. Ist diese sympathische Scheidenheit richtig? Könnte dann nicht der Zustand schon in unserem kleinen Kreis eintreten, über den der Atomminister sich mit der Kritik „feuilletonistischer Zeitalter“ beklagte: Diejenigen, die das können, gehen ausschließlich in die Arbeit auf, und diejenigen, die mit der Sache recht wenig verstanden schreiben, glossieren, kritisieren, journalisieren über die ersteren (und der große Strom läuft ihnen nach). „Schwarz auf Weiß“ möchte gerne denen selbst Raum geben, die in irgend einer Weise unsere Schulgemeinde tragen: Dem Klassenlehrer ebenso wie der Elternmeinung, dem Lehrer und der Erinnerung des Ehemaligen.

Allen Lesern frohe Ostern und unseren Schülern guten, neuen Beginn für das Schuljahr 1957/58!

Dr. Leo Klingen.

# ATOMMINISTER IN GUMMERSBACH

## Besuch unserer AGs / Viel Prominenz in der Aula

Meine Damen und Herren! Liebe Schüler!

Als ich hier seinerzeit das Abitur machte, hatte Gummersbach noch eine Oberrealschule. Mein damaliger Aufenthalt vollzog sich nicht ganz in dieser feierlichen Form wie heute. Es ist fast auf den Tag genau 37 Jahre her — es waren damals unruhige Zeiten, der Kapp-Putsch war im Gange, Generalstreik — und wir dachten damals, es seien vielleicht die Nachwehen einer Zeit, die endgültig vorbei sei; wir wußten noch nicht, daß uns viel Schlimmeres bevorstand. Aber ich habe eine sehr freundliche Erinnerung an die Schule bewahrt, wenn auch einige Nebenumstände geeignet waren, mir Furcht einzuflößen; aber das gehört jetzt der Historie an und, was die Schüler angeht, so kann ich nur sagen, ein Absolvent dieser Schule hat die Möglichkeit, eine gute oder eine schlechte Laufbahn einzuschlagen — ich weiß nicht, und muß es Ihrem Urteil überlassen, ob es zum Ruhme der Schule beiträgt, daß einer Ihrer Absolventen Minister geworden ist; darüber kann man ja geteilter Meinung sein. Aber ich freue mich, daß ich zu Ihnen einmal sprechen kann, und zwar über ein Gebiet, das völlig zu Unrecht in Tagessensationen und Aktualitätsüberreibungen geraten ist.

## Atomtechnik fernab aller Tagessensation

Die Atomtheorie, die Grundlage dieser modernen Atomtechnik, Kernenergie-technik oder wie sie sonst genannt wird, ist ja eigentlich sehr alt. Sie wissen, daß es eine philosophische Vorstellung der Vorsokratiker war, und das Erstaunliche in der Wissenschaftsgeschichte ist eigentlich das, daß eine solche Vorstellung sich zweitausend und zweieinhalbtausend Jahre später als materiell real und physikalisch realisierbar erwiesen hat. Wir wissen heute, daß die Vorsokratiker eine durchaus richtige Vorstellung darüber hatten. Die Naturwissenschaft hat sich dann vor etwa 150 Jahren wieder damit beschäftigt, und die Chemiker entdeckten das Atom als den Grundbestandteil des Aufbaus der materiellen Welt. Später wiesen die Physiker dann die Elementarteilchen nach, aus denen das Atom zusammengesetzt ist. Wir wissen heute, daß es auch außerdem noch Elementarteilchen in der kosmischen Höhenstrahlung gibt, die von außerhalb der Erdatmosphäre auf uns zukommt. Die Kernphysik, die sich also als wissenschaftliche Disziplin mit diesen Erscheinungen beschäftigt und deren experimentelle Ergebnisse durch theoretische Vorstellungen untermauert sind, ist heute schon zur Atomtechnik geworden. Es wäre sehr interessant, nachzuweisen, wie nicht nur die historischen philosophischen Vorstellungen, sondern auch die theoretischen Vorstellungen der Atom-

physiker sich materiell später als realisierbar erwiesen haben. Ich weise z. B. hin auf die Wellenmechanik — aber die möchte ich hier nicht erläutern und erklären, und wenn ich den alten Scherz hier anbringen darf: hiermit müssen wir es halten wie mit dem Pythagoräischen Lehrsatz im Preußischen Kadettenkorps; der wurde auch nicht bewiesen, der wurde auf Ehrenwort geglaubt! Sie müssen mir also glauben, daß die Wellenmechanik eine durchaus brauchbare Grundlage der kernphysikalischen Theorien ist und sich besonders heute wieder an den Eigenschaften der Mesonen der Höhenstrahlung zu bewahren scheint. Wir sind nun dabei, diese Naturkraft mit den konventionellen Grundsätzen der Verfahrenstechnik zu bändigen; dem nüchternen Techniker erscheint allerdings die sensationelle Atmosphäre mit einer gewissen hektischen Betriebsamkeit von Leuten, die davon nichts verstehen, völlig unbegründet. Der Techniker sieht eine Aufgabe darin, dieses neue technische Gebiet in den logischen Fluß der technischen Entwicklung einzuordnen und ihr damit auch den mystischen Zauber zu nehmen, mit dem der Name Atom in den Augen des technischen Laien verbunden ist. Auf der Atomtechnik lastet natürlich die schwere Hypothek der Atombombe. Sie ist auch der eigentliche Grund für die Angstpsychose der Bevölkerung. Hierin drücken sich naturgemäß die Folgen einer Zeit aus, die dem Menschen zahlreiche äußere Gründe für seine Existenzangst gebracht hat bis zur heutigen Stunde, wie wir alle wissen. Der Techniker und der Naturwissenschaftler sieht sich nun einigermaßen verwundert in den Anklagezustand versetzt, daß er gerade von allen Kräften, die hiermit zu tun haben, für das Unglück, das damit zusammenhängt, verantwortlich gemacht wird. Wir wissen aber, daß die eigentlichen Gründe bei den Faktoren zu suchen sind, die für die geistigen Regulationskräfte verantwortlich waren, und es würde mich immer sehr reizen, Philosophie und Theologie einiges ins Stammbuch zu schreiben, weil sie den geistigen Führungsanspruch in der Welt seit der Aufklärung nicht nur verloren haben, sondern auch nicht den Versuch gemacht haben, ihn wiederzugewinnen. Jedenfalls ist die geistige Führungslosigkeit des heutigen Menschen nicht Schuld der Naturwissenschaft und Technik. Dabei abstrahiere ich bewußt von der militärischen Verwendung der Atomkraft. Die Verantwortung hierfür tragen die Kräfte der Politik, die glauben, ohne dieses Mittel nicht auskommen zu können. Wir beschäftigen uns — und das ist auch die Aufgabe meines jetzigen Amtes — mit der friedlichen Verwertung der Atomenergie. Die Aussichten, die hier nun der Menschheit eröffnet werden, kann man keineswegs mit den herkömmlichen Mitteln des



**K**ritzler

ist seit Jahrzehnten der weltbekannteste

in der Herstellung von

für photographische, optische und feinmechanische

LEDERWARENFABRIK KRITZLER KG · REBBACH

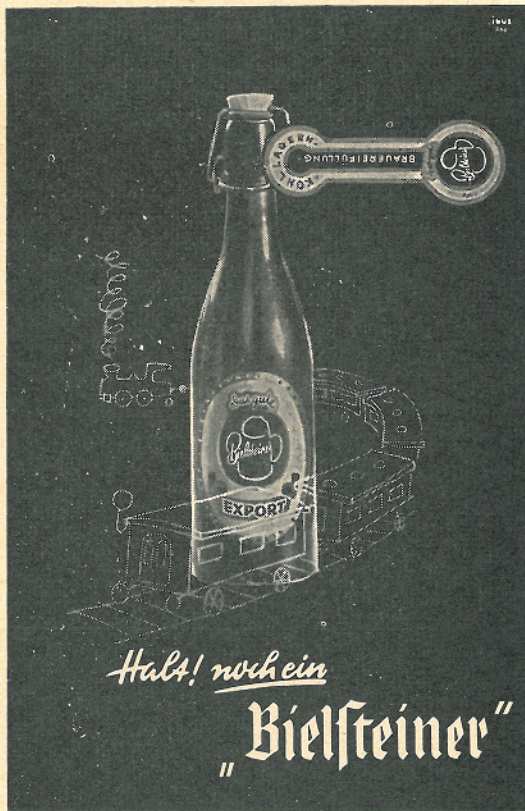
**Walter Hahne**

Gummersbach

**SCHULBEDARF**

Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung  
Sämtliche Schulbücher

*Café* Z  
GUMME



*Die Ta*

beginnt nach

*Nach*

für die

*Adle*

INH. J.

*A. Waltenberg*

Führend für  
Handarbeiten  
Modewaren  
Wolle, Strickmaterialien  
„Alles für Ihr Baby“

*Das Spezial-Geschäft für die Frau!*

**NO**

UND LA



Als „Schwarz auf Weiß“ im Juli des vergangenen Jahres den damaligen Postminister Prof. Dr. ing. Siegfried Balke besuchte, erhielten wir die Zusicherung, er werde im Herbst einer Einladung unseres Herrn Direktors nach Gummersbach Folge leisten. Inzwischen ist Herr Minister Dr. Balke zum Atomminister ernannt worden; damit verschob sich auch sein Besuch. Der 19. Februar 1957 sollte nun der so bedeutende Tag sein: ein Minister im Gummersbacher Gymnasium.

Für einen Atomminister würden wohl die naturwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften interessant sein. Am Donnerstagabend lag jedes Messer in der Biologie-, jedes Reagenzglas in der Chemie- und jedes Kabel in der Physik-AG an seiner Stelle. Alles war bereit, den bestmöglichen Eindruck zu machen. Doch das Lehrerzimmer — es darf wohl gesagt werden — bildete noch einen Stein des Anstoßes, über den unser Direktor am Vorabend noch stolperte. Mit wahren Eifer entrümpelten einige Jungen der Physik-AG den „Augustall“ bis auf Tisch und Stühle, so daß auch hier eine etwas ansprechendere Kulisse für die Begrüßung des Ministers durch den Direktor geschaffen war. Wer beschreibt die Gesichter der Lehrer, die am anderen Morgen, eben an jenem 19. 3. 1957, das Lehrerzimmer betreten.

In den Arbeitsgemeinschaften herrschte reges Kommen und Gehen. Jeder wollte die Versuche sehen, die dem Atomminister vorgeführt werden sollten. „Nun erklärt mal den Herren, was Ihr da macht“ lautete einige Male die Aufforderung des Lehrers an die Schüler. Wir waren froh, als 10.52 Uhr der Atomminister Prof. Dr. ing. S. Balke, gefolgt von hohen Persönlichkeiten, den Physikraum betrat.

Wiederum maßen wir die Meßreihen nach — es klappte. Hier wie auch in den anderen Arbeitsgemeinschaften fiel dem Minister auf, welche Möglichkeiten doch der Jugend von heute gegeben seien. „Diese Geräte kenne ich von meiner Schulzeit her nicht.“ Doch der Besuch dauerte nicht lange: genau nach 7 Minuten waren wir in der Physik wieder alleine. Alle waren von der ungezwungenen Art des Mannes begeistert.

In der Biologie-AG ging der Minister ebenfalls von Gruppe zu Gruppe. Er stellte überall Fragen (er arbeitet in seiner Freizeit selbst gerne am Mikroskop) und beantwortete unsere Fragen. Er freute sich darüber, daß in den naturwissenschaftlichen Fächern jetzt mehr und vielseitiger gearbeitet wird als in seiner Schulzeit. Er bemängelte aber im Gespräch, daß der Biologieunterricht der Oberstufe (bis auf eine Wochenstunde in O II) ganz ausfällt. Wir brauchen mehr tüchtige Chemiker und Physiker; darin sind uns USA und UdSSR weit voraus. Wir brauchen unter den Biologen u. a. mehr Strahlengenetiker.

Dann besuchte er die Chemie-AG. Er war erstaunt, daß am Neusprachlichen Gymnasium nur so wenig Chemie-Unterricht erteilt wird. Er hält das Studium der Chemie für sehr aussichtsreich und teilte mit, daß Studenten, die ein gutes Vorexamen abgelegt haben, häufig von der Industrie gefördert werden. (Vgl. dazu die Neueinrichtung eines naturwissenschaftlichen Zweiges an unserer Schule unter „Aktuelles in Kürze“!)

Anschließend sprach der Atomminister in der Aula vor Vertretern der Stadt, der Industrie, Lehrern und Schülern unseres Gymnasiums. Wir haben die Rede geschlossen auf Band aufgenommen, wo sie jedem Interessenten zur Verfügung steht. Nebenstehend folgt ein gekürzter Auszug, der die persönliche Art der Ministerrede möglichst zu wahren sucht und alle wichtigen Zahlenangaben enthält.

Joachim Doering.

# ATOMMINISTER IN GUMMERSBACH

## Besuch unserer AGs / Viel Prominenz in der Aula

Meine Damen und Herren! Liebe Schüler!

Als ich hier seinerzeit das Abitur machte, hatte Gummersbach noch eine Oberrealschule. Mein damaliger Aufenthalt vollzog sich nicht ganz in dieser feierlichen Form wie heute. Es ist fast auf den Tag genau 37 Jahre her — es waren damals unruhige Zeiten, der Kapp-Putsch war im Gange, Generalstreik — und wir dachten damals, es seien vielleicht die Nachwehen einer Zeit, die endgültig vorbei sei; wir wußten noch nicht, daß uns viel Schlimmeres bevorstand. Aber ich habe eine sehr freundliche Erinnerung an die Schule bewahrt, wenn auch einige Nebenumstände geeignet waren, mir Furcht einzuflößen; aber das gehört jetzt der Historie an und, was die Schüler angeht, so kann ich nur sagen, ein Absolvent dieser Schule hat die Möglichkeit, eine gute oder eine schlechte Laufbahn einzuschlagen — ich weiß nicht, und muß es Ihrem Urteil überlassen, ob es zum Ruhme der Schule beiträgt, daß einer Ihrer Absolventen Minister geworden ist; darüber kann man ja geteilter Meinung sein. Aber ich freue mich, daß ich zu Ihnen einmal sprechen kann, und zwar über ein Gebiet, das völlig zu Unrecht in Tagessensationen und Aktualitätsüberreibungen geraten ist.

### Atomtechnik

#### fernab aller Tagessensation

Die Atomtheorie, die Grundlage dieser modernen Atomtechnik, Kernenergietechnik oder wie sie sonst genannt wird, ist ja eigentlich sehr alt. Sie wissen, daß es eine philosophische Vorstellung der Vorsokratiker war, und das Erstaunliche in der Wissenschaftsgeschichte ist eigentlich das, daß eine solche Vorstellung sich zweitausend und zweieinhalbtausend Jahre später als materiell real und physikalisch realisierbar erwiesen hat. Wir wissen heute, daß die Vorsokratiker eine durchaus richtige Vorstellung darüber hatten. Die Naturwissenschaft hat sich dann vor etwa 150 Jahren wieder damit beschäftigt, und die Chemiker entdeckten das Atom als den Grundbestandteil des Aufbaus der materiellen Welt. Später wiesen die Physiker dann die Elementarteilchen nach, aus denen das Atom zusammengesetzt ist. Wir wissen heute, daß es auch außerdem noch Elementarteilchen in der kosmischen Höhenstrahlung gibt, die von außerhalb der Erdatmosphäre auf uns zukommt. Die Kernphysik, die sich also als wissenschaftliche Disziplin mit diesen Erscheinungen beschäftigt und deren experimentelle Ergebnisse durch theoretische Vorstellungen untermauert sind, ist heute schon zur Atomtechnik geworden. Es wäre sehr interessant, nachzuweisen, wie nicht nur die historischen philosophischen Vorstellungen, sondern auch die theoretischen Vorstellungen der Atom-

physiker sich materiell später als realisierbar erwiesen haben. Ich weise z. B. hin auf die Wellenmechanik — aber die möchte ich hier nicht erläutern und erklären, und wenn ich den alten Scherz hier anbringen darf: hiermit müssen wir es halten wie mit dem Pythagoräischen Lehrsatz im Preußischen Kadettenkorps; der wurde auch nicht bewiesen, der wurde auf Ehrenwort geglaubt! Sie müssen mir also glauben, daß die Wellenmechanik eine durchaus brauchbare Grundlage der kernphysikalischen Theorien ist und sich besonders heute wieder an den Eigenschaften der Mesonen der Höhenstrahlung zu bewahrheiten scheint. Wir sind nun dabei, diese Naturkraft mit den konventionellen Grundsätzen der Verfahrenstechnik zu bändigen; dem nüchternen Techniker erscheint allerdings die sensationelle Atmosphäre mit einer gewissen hektischen Betriebsamkeit von Leuten, die davon nichts verstehen, völlig unbegründet. Der Techniker sieht eine Aufgabe darin, dieses neue technische Gebiet in den logischen Fluß der technischen Entwicklung einzuordnen und ihr damit auch den mystischen Zauber zu nehmen, mit dem der Name Atom in den Augen des technischen Laien verbunden ist. Auf der Atomtechnik lastet natürlich die schwere Hypothek der Atombombe. Sie ist auch der eigentliche Grund für die Angstpsychose der Bevölkerung. Hierin drücken sich naturgemäß die Folgen einer Zeit aus, die dem Menschen zahlreiche äußere Gründe für seine Existenzangst gebracht hat bis zur heutigen Stunde, wie wir alle wissen. Der Techniker und der Naturwissenschaftler sieht sich nun einigermaßen verwundert in den Anklagezustand versetzt, daß er gerade von allen Kräften, die hiermit zu tun haben, für das Unglück, das damit zusammenhängt, verantwortlich gemacht wird. Wir wissen aber, daß die eigentlichen Gründe bei den Faktoren zu suchen sind, die für die geistigen Regulationskräfte verantwortlich waren, und es würde mich immer sehr reizen, Philosophie und Theologie einiges ins Stammbuch zu schreiben, weil sie den geistigen Führungsanspruch in der Welt seit der Aufklärung nicht nur verloren haben, sondern auch nicht den Versuch gemacht haben, ihn wiederzugewinnen. Jedenfalls ist die geistige Führungslosigkeit des heutigen Menschen nicht Schuld der Naturwissenschaft und Technik. Dabei abstrahiere ich bewußt von der militärischen Verwendung der Atomkraft. Die Verantwortung hierfür tragen die Kräfte der Politik, die glauben, ohne dieses Mittel nicht auskommen zu können. Wir beschäftigen uns — und das ist auch die Aufgabe meines jetzigen Amtes — mit der friedlichen Verwertung der Atomenergie. Die Aussichten, die hier nun der Menschheit eröffnet werden, kann man keineswegs mit den herkömmlichen Mitteln des



feuilletonistischen Zeitalters beurteilen, wie das leider heute die Publizistik i. a. tut. Es liegt an uns selbst, ob wir uns mit diesen neuen Möglichkeiten dem Paradies oder der Hölle nähern. Jeder technische Fortschritt resultiert im Grunde aus dem Selbsterhaltungstrieb des Menschen. Jede technische Anwendung von Naturkräften, die dabei keineswegs völlig entzaubert werden, bringt Gefahren mit sich. Bis jetzt aber haben die Menschen aus allen Katastrophen immer einen Sieg des Lebens gemacht. In dieser Folgerichtigkeit der menschlichen Entwicklung liegt wohl auch die eigentliche Dramatik des menschlichen Daseins und braucht an gewissen naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen gar nicht erst künstlich herbeigeführt zu werden. Es ist keineswegs nötig, dies mit den Mitteln der modernen Jahrmaktspsychologie zu übersteigern.

## Physikalische Grundlagen

Wir haben also heute die Frage zu erörtern, weshalb wir Atomenergie für friedliche Zwecke verwenden. Aber vorher will ich doch einige ganz kurze Tatsachen in Ihr Gedächtnis zurückrufen, damit wir wenigstens in der Terminologie nicht allzu weit auseinander sind. Sie wissen wahrscheinlich, daß es etwa 540 000 bekannte chemische Stoffe gibt, die z. T. in der Natur vorkommen, z. T. künstlich hergestellt werden. Sie wissen, daß man diese ganze Mannigfaltigkeit auf verhältnismäßig wenige Grundstoffe zurückführen kann, wenn man ihren Aufbau analysiert und dann zu 101 verschiedenen Sorten von Atomen kommt. Man kann sie nach ihren Eigenschaften in eine schöne übersichtliche Tabelle bringen, das periodische System der Elemente. Die Atome sind noch weiter zusammengesetzt. Ihnen allen ist das Bohrsche Atommodell bekannt mit der Analogie zum Planetensystem, das zwar auch nur ein Bild ist. Man kann sich ganz grob vorstellen, daß jedes Atom einen Zentralkern besitzt, so eine Art Sonne, um die herum Elektronen, elektrisch geladene Teilchen, kreisen. Diese Atome tragen die chemischen Eigenschaften der Stoffe und alles, was wir chemische Umsetzungen nennen, stellt sich in dem Elektronenraum, also in dem äußeren Planetensystem dar, die Verbrennung, also Reduktion und Oxydation usw. Das hat nichts mit dem Kern zu tun. Die kernphysikalischen Vorgänge dagegen spielen sich im Kern des Atoms ab, der zu diesem Zweck aufgespalten werden muß. Es ist ganz charakteristisch, daß Chemiker die Atomspaltung entdeckt haben, Hahn und Straßmann 1938. Hahn hat eine geraume Zeit darauf verwandt, nachzuweisen, daß diese Spaltstücke, die er gefunden hat, chemische Verunreinigungen seien; denn er glaubte als Chemiker nicht, daß er neue Stoffe gefunden hätte. Der Chemiker, der einen neuen Stoff findet, ist versucht, erst mal daran zu denken, das ist eine Verunreinigung, die von außen gekommen ist. Nach sehr mühsamen meisterhaften analytischen Arbeiten wurde klargelegt, daß es sich um zwei ganz neue Spaltstoffe aus einem bis dahin völlig uninteressanten Element, dem Uran, handelt. Das war die eigentliche Geburtsstunde der Atomtechnik, obwohl sie theoretisch längst vorbereitet war. Dann muß ich in Ihr Gedächtnis zurückrufen die Gleichung  $E = mc^2$ , deren Gültigkeit bis vor etwa 20 Jahren von den Physikern noch angezweifelt wurde. Wenn wir ein kg eines Stoffes nehmen, etwa U 235 und wir setzen hier ein  $g$  um, so wird die Energie von 25 Millionen Kilowattstunden

den frei. Das Uran ist ein Element, das früher nur chemisch interessant war. Es ist gar kein seltenes Element auf der Erde; es kommt etwa so häufig vor wie Blei, und es gibt mehr Uran auf der Welt als Quecksilber, Jod und Silber. Nur tritt es in einer Konzentration auf, die eine Gewinnung nicht mehr sinnvoll erscheinen läßt. Wenn wir einen gewöhnlichen Granitpflasterstein betrachten, so hat er immerhin soviel Uran, daß seine völlige Kernspaltung dieselbe Energie ergeben würde, als wenn man 15 kg Kohle verbrennt. Nun möchte ich gleich darauf hinweisen: Das Uran ist nicht allein der Träger der zukünftigen wirtschaftlichen Entwicklung. Das Thorium wird eine ähnliche Rolle spielen und dann als drittes eine Reaktion, die auf einer ganz anderen Grundlage beruht. Das Uran steht im Vordergrund des Interesses, weil es verhältnismäßig leicht gewinnbar ist und die damit betriebenen Reaktoren leicht zur Energieabgabe gebracht werden können und hierbei das aus militärischen Gründen interessante Plutonium erzeugen. In diesen Uranreaktoren kommt man auf Betriebstemperaturen von etwa 300 Grad, während wir alle wissen, daß ein modernes Kraftwerk mit Turbinen mit einer Einlaufftemperatur von 600 Grad arbeitet. Man muß also bei diesen ersten Anlagen, wenn man Dampf wirtschaftlich erzeugen will, zusätzlich aufheizen. Die Thoriumbrutreaktoren würden aber

Betriebstemperaturen von etwa 550 Grad geben. Hier kämen wir also schon an die Größenordnung moderner Kraftwerke heran. Es gibt aber auch noch eine theoretisch ganz andere Möglichkeit. Das ist die Reaktion, die bis jetzt erst in der Wasserstoffbombe realisiert worden ist. Sie beruht nicht auf der Spaltung von Atomkernen, sondern auf der Zusammenfügung von Elementarteilchen zu neuen Atomen, eine Reaktion, die ständig in der Sonne stattfindet und Schuld daran ist, daß die Sonne immer heißer wird. Die gesamte Sonnenenergie beruht auf diesen Fusions- und thermonuklearen Reaktionen. Sie braucht in der H-Bombe ein Streichholz mit sehr hohen Temperaturen (20–25 Millionen Grad Celsius), also eine gewöhnliche Atombombe. Das sind Temperaturen, die wir technisch einfach nicht beherrschen können. Aber es zeigt sich in der letzten Zeit ein Weg, der vielleicht, wie die Amerikaner das nennen, zur kalten Fusionsreaktion führen könnte. Es bestehen also Möglichkeiten, die von der Technik der Spaltreaktionen wieder wegführen. Schließlich ist auch wirtschaftlich nicht uninteressant, daß wir damit rechnen können, daß es keine Monopolstellung des Uran geben wird, sondern daß Konkurrenten auftreten werden. Sollte sich die Fusionsreaktion technisch verwirklichen lassen, so haben wir eine Energiequelle vor uns, mit der alle Energiesorgen der Welt einigermaßen zu beheben wären.

## Die Energielücke der Zukunft

Ich will nun ganz kurz darauf eingehen, weshalb wir uns heute wirtschaftlich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, solche sehr komplizierten Reaktionen tatsächlich anzuwenden. Der Hauptgrund, der angeführt wird, ist die Energielücke der Industriestaaten oder überhaupt der Welt. Das ist zweifellos ein sehr ernst zu nehmender Gesichtspunkt, wenn man bedenkt, daß die Menschheit im Jahre 2000 sich etwa gegenüber den letzten 200 Jahren noch einmal verdoppelt. (Für die jetzige Verdopplung, die vor uns steht, hat die Menschheit nur noch 300 Jahre gebraucht, für die erste Verdopplung waren es über 5000 Jahre). Wenn man das zugrundelegt und dann eine gewisse Steigerung des Sozialproduktes ausrechnet, dann kann man zu ganz groben, überschlägigen Rechnungen kommen, wie hoch der Energiebedarf des Menschen im Jahre 2000 sein wird. Es gibt hier eine ganze Menge von Zahlenmaterial und es ist etwas mühsam, durchzufinden und den Wahrheitsgehalt dieser Voraussetzungen zu kontrollieren. Jedenfalls muß man zum Schluß kommen, daß zweifellos für die Industrieländer ein Energiedefizit in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren zu erwarten ist. Man kann natürlich auch anders rechnen, indem man einmal versucht, die Weltvorräte an Primärenergieträgern zu ermitteln und auszurechnen, ob es denn wirklich so gefährlich ist um den Energiehaushalt der Welt. Dann stellt sich heraus, daß diese Vorräte gar nicht so gering sind und man gar nicht pessimistisch zu sein braucht. Aber überlegen Sie jetzt einmal, was politisch und wirtschaftlich damit zusammenhängt. Es ist zweifellos auszurechnen, daß es von uns sehr ungeschickt wäre, neue Bergwerke abzubauen, wenn man amerikanische Kohle billig einführen kann. Weiter wird argumentiert, es sei Unfug, daß man die amerikanische Kohle in unmodernen Uberschiffen über den Ozean fährt, anstatt moderne Großraumschiffe zu benutzen. Es wird aber vergessen, daß wir

z. Z. überhaupt nur Löschmöglichkeiten in unseren Häfen haben für etwa 50 Millionen Tonnen USA-Kohle und so nicht über ein gewisses Maß hinausgehen können, ohne neue Hafenanlagen zu schaffen. Auch haben wir aus der Suezölkrise gelernt, wie schnell die Politik hier einen Strich durch die Rechnung macht. Wenn jemand mal auf die Idee kommen sollte, im Atlantik etwas anderes zu treiben als friedliche Schifffahrt, dann wäre auch die Zufuhr der amerikanischen Kohle schnell unterbunden. Man kann ganz allgemein sagen, je größere Räume man ins Auge faßt, desto größer wird auch der politische Unsicherheitsfaktor, mit dem man rechnen muß. Man kann leider nicht davon ausgehen, daß man die Menschheit so organisieren könnte, daß sie sich nur friedlicher Betätigung zuwendete und allen anderen Unfug einfach unterließe. Wenn es also möglich wäre, amerikanische Kohle oder afrikanische Wasserkraft in Form von Strom überall über die Welt zu verteilen, so daß ein Ausgleich stattfände, dann wären die Energiequellen der Welt zweifellos nicht sehr pessimistisch zu beurteilen. Wir wissen aber als Realisten, daß das einfach nicht geht und so kann man keinem Energiefachmann der Welt übernehmen, wenn er einen Rest von Autarkiedenken bewahrt. So müssen wir davon ausgehen, daß wir nicht nur ein moralisches Recht, sondern eine moralische Pflicht haben, dafür zu sorgen, daß mit Hilfe der Atomenergie neue Quellen zur Verfügung stehen. Auf dieser Grundlage arbeitet auch das Ministerium, das ich z. Z. leite. Diese Arbeit konnte sich nun nicht wie in anderen Staaten auf eine technische Organisation stützen, die für militärische Zwecke geschaffen worden ist, sondern wir mußten von unten anfangen. Ich will ganz kurz rekapitulieren: Wir standen unter dem Druck von mehreren Faktoren. Das erste ist ein Zeitfaktor; denn es sind jetzt erst eineinhalb Jahre her, daß unser Staat

Fortsetzung Seite 12



„Wir brauchen die allgemeine Wehrpflicht,  
wir wollen jeden Angreifer abschrecken,  
wir müssen den Präventivkrieg ächten!“

# Minister Strauß weiß, was er will . . .

Von hgh.

Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß gewährte uns Mitte Februar ein dreiviertelstündiges Interview. Im Mittelpunkt der Aussprache stand die Frage der deutschen Wiederbewaffnung, an der jeder Bürger unseres Staates gleichviel zu tragen habe. So sei auch — wie Strauß sagte — die allgemeine Wehrpflicht zu verstehen. Der Minister wandte sich gegen ein Berufsheer von 200 000 Mann Stärke, da es nicht mehr als eine Polizeitruppe sei und neben vielen ideellen Nachteilen nicht einmal finanzielle Vorzüge habe.

Er gab zu diesem Zeitpunkt schon die erst kürzlich durch Presse und Funk verbreitete Zusage, daß keiner der Gemusterten des Jahrgangs 1937, der nicht am 1. April einberufen wurde, vor dem 1. April 1958 mit seiner Einberufung zu rechnen habe. Damit widerlegte er eindeutig die im Oberbergischen Kreis tätigen Musterungsausschüsse, die den 1. Oktober 1957 als Einberufungstermin angaben und nun Schuld an manch falschem Konzept haben dürften . . .

Wer „tauglich I oder II“ gemustert wurde, kommt zu den operativen Verbänden, die Stufen III und IV zur bodenständigen Verteidigung. — Zur atomaren Rüstung sagte Strauß, daß keine Produktion, wohl aber ein Import von nuklearen Waffen gestattet sei. Als Voraussetzung für eine allgemeine Abrüstung betrachtete er die uneingeschränkte Luftinspektion und Boden- und Meereskontrolle, woran er die Feststellung ansetzte: „Was bleibt dann noch von der Souveränität eines Staates?“

An eine Koordinierung der Weltanschauungen glaubt der Bundesverteidigungsminister nicht. Koexistenz gebe es nur auf wirtschaftlichem Gebiet. Wenn man im Westen von Demokratie spreche, habe nämlich das Wort einen ganz anderen Inhalt als im Osten . . .

Strauß ist der Überzeugung, daß wir militärpolitisch in der Lage sein müssen, jeden Angreifer abzuschrecken. Wir selber müßten den Präventivkrieg zu jeder Zeit ächten. In der Verwirklichung dieser Forderung sieht er die Möglichkeit zur Garantie des Friedens. Wesentliche Gedanken äußerte der Herr Minister, der seine Gesprächspartner durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart und seine schnellen, treffenden und hier und da wohl-pointierten Formulierungen beeindruckte, in dem nachstehenden Grußwort an unsere Schüler, das wir — wie das ganze Interview — auf Tonband mitschnitten.

Mein ganz besonderer Dank gilt Herrn Hauptmann Heuwinkel, der sich um das Zustandekommen dieser Aussprache in hervorragender Weise verdient gemacht hat.

In seinem Grußwort sagte der Herr Minister:

„Zunächst finde ich die Idee, daß unter Leitung eines Studienrats sich eine Gruppe von Abiturienten bei mir eingefunden hat, originell und begrüßenswert. Das heißt nicht, daß ich ständig in der Lage bin,

Besuche zu empfangen — so angenehm ist mein Lebenslauf nicht —, aber wir legen ja gerade in unseren wiedergewonnenen demokratischen rechtsstaatlichen Verhältnissen Wert darauf, daß zwischen der Regierung und dem Volk, insbesondere den jungen Leuten, menschlicher, persönlicher Kontakt vorhanden ist und der Staat und die Regierung nicht etwas Fremdes, meilenweit Entlegenes sind, sondern genauso Menschen mit demselben Denken und derselben Herkunft wie jeder andere in unserem Volke. Das Thema, über das



Foto: H. G. Heinen.

wir uns heute im besonderen unterhalten haben, das ja auf Tonband aufgenommen worden ist — früher sagte man „Schwarz auf Weiß“, jetzt sagt man also „laut auf leise“ — bewegt natürlich heute die Gemüter bei uns sehr stark. Einmal wegen der Vergangenheit, sie spielt vielleicht bei den jungen Leuten z. T. nicht mehr dieselbe Rolle, die sie bei uns noch spielt, die wir die Vergangenheit noch als Soldaten — ich auch 6 Jahre — miterlebt haben, aber weil nun einmal ein Einschnitt im eigenen Leben damit verbunden ist. Ich möchte hier in diesem Zusammenhang eines zu bedenken geben: Es gibt keinen Staat auf der Welt, der nicht ein Militär hat. Es gibt auf europäischen Boden keinen Staat, in dem nicht die allgemeine Wehrpflicht da ist. Wenn wir sie einführen, so ist das nicht ein freiwilliger Entschluß, sondern das Ergebnis einer von uns in keiner Weise gewünschten bitteren Notwendigkeit. Im gesamten NATO-Bündnis haben nur zwei Staaten nicht die Wehrpflicht: Kanada — das bei seiner geographischen Lage sie nicht braucht, aber jetzt Schwierigkeiten hat, die nötigen Freiwilligen zu finden — und Island, wo die Durchführung der Wehrpflicht keinen

Sinn hat. Selbst Luxemburg hat die Wehrpflicht. Bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen — solange die Sicherheitslage auf der Welt noch immerhin sehr ungewiß ist (siehe Ungarn) — können wir uns allein gegenüber einem politischen Druck aus dem Osten nicht behaupten, wir brauchen starke Bundesgenossen. Wir haben sie zum ersten Mal in unserer Geschichte in USA, England, Frankreich. Es ist aber ausgeschlossen, daß sie für uns erhebliche finanzielle und personelle Opfer bringen und die Wehrpflicht in großem Umfang durchführen, während wir gar nichts tun auf diesem Gebiet. So tun, daß einer in einer Firma alle Pflichten und Rechte hat und der andere nur die Rechte — das gibt es nicht. So tun wir in sehr bescheidenem Umfang mit sehr behutsamen Vorgehen bei uns dasselbe, was anderswo nie abgerissen ist, unpathetisch und undramatisch.

Die wirtschaftliche Entwicklung bietet noch keinen Anlaß auf lange Sicht zur Besorgnis. Es ist am Horizont heute kein Schatten zu sehen. Das heißt nicht, daß für uns nicht die Konkurrenzverhältnisse sich verschärfen werden auf dem Weltmarkt — das ist ja immer der Fall — aber ich habe die Zeit nach 1945, bei der Sie noch relativ jung waren — ja mitgemacht, ich war damals 21 Jahre alt, und für uns war die Zukunft einfach zuge deckt. Ich bin mit 24 Jahren ins Feld gezogen, mit 29 Jahren dann zurückgekommen, und man wußte nicht mehr, wie soll das überhaupt weitergehen. Innerhalb weniger Jahre ist doch jetzt die Situation eingetreten, daß man unserer Jugend wieder eine Aussicht bieten kann, ein Leben bieten kann, wieder Zukunftshoffnungen bieten kann. Und dafür brauchen wir die ganze Welt. Die ganze Welt muß uns offen stehen und das ist der Sinn unserer Politik. Das haben wir doch zu einem erheblichen Teil erfüllt.

Also: Im Verein mit den Bundesgenossen so stark sein in der Verteidigung, daß man praktisch nicht angegriffen werden kann, selbst den Krieg als Verbrechen ablehnen — den Präventivkrieg oder ähnliches — und warten, bis der andere bereit ist, unter Bedingungen, die für uns erträglich sind, am Konferenztisch mit uns zu verhandeln.“

## Ein Autogramm

Franz Josef Strauß  
19. Februar 1957



**NEUEINRICHTUNG EINES  
MATH.-NATURW. ZWEIFES**

(Mitteilung des Kultusministeriums)

Auf den o. a. Antrag genehmige ich entsprechend dem Beschluß des Rates der Stadt vom 30. August 1956, daß bei dem dortigen neusprachlichen Gymnasium ein mathematisch-naturwissenschaftlicher Zweig eingerichtet wird bei gleichzeitigem Abbau des zweiten neusprachlichen Zuges. Die Sprachenfolge für den math.-naturw. Zweig wird festgelegt mit Englisch als 1. Fremdsprache ab 5. Klasse - VI - und Latein als 2. Fremdsprache ab 7. Klasse - IV -. Gleichzeitig genehmige ich, daß Französisch von der 11. Klasse - OII - ab versuchsweise als wahrfreier Unterricht erteilt wird. Die Umstellung beginnt Ostern 1957 mit der Einrichtung einer 5. Klasse - VI - mit Englisch als 1. Fremdsprache.

Dem weitergehenden Wunsche der Schulleitung, für das neusprachliche Gymnasium selbst die von den im Lande bestehenden Formen abweichende Sprachenfolge Latein als 1. Fremdsprache, Französisch als 2. Fremdsprache ab 7. Klasse - IV - und Englisch als 3. Fremdsprache ab 9. Klasse - OIII - zu gestatten, vermag ich im Augenblick leider nicht zu entsprechen. Die von der Schulleitung hierfür gegebene Begründung ist verständlich, doch würde die Genehmigung eine neue Abwandlung der hier im Lande bestehenden Formen des neusprachlichen Gymnasiums schaffen und somit z. Zt. den Übergang von und zu einem anderen neusprachlichen Gymnasium erschweren.

Die endgültige Entscheidung über diesen Antrag muß daher zurückgestellt werden, bis die Frage der Stellung des Französischen am neusprachlichen Gymnasium hier grundsätzlich entschieden ist.

Vergleiche dazu a. a. O. den Hinweis von Herrn OSIR. Heider.

**ERGEBNIS  
UNSERES PREISAUSSCHREIBENS**

Am Preisausschreiben für die QSL-Karte des Schulsenders DJ3 NI haben sich 12 Bewerber mit 25 Entwürfen beteiligt. Die Preisträger wurden ausgewählt von den Herren Studienrätern Jahn und Dr. Klingen, stud. ing. Neugebauer als ehemaligem und Reinhard Kutzop als jetzigem Mitglied der Sendebaugemeinschaft und Joachim Doering als Vertreter von „Schwarz auf Weiß“.

Die Preisträger heißen: 1. Preis Dieter Prinz UI a, 2. Preis Gernot Klein UII b, 3. Preis Burkhard Hans OIII b, 4.—6. Preis Lippitz UII a, Peters UI b, Gaube UIII a.

Der Entwurf von Dieter Prinz wurde in 2 000 Exemplaren gedruckt — das Klischee ist an anderer Stelle dieser Ausgabe wiedergegeben — und bereits für die ersten Verbindungen in alle Richtungen der Bundesrepublik verschickt. - red -

**FRÜHLING**

Der Frühling ist die schönste Zeit,  
Was kann wohl besser sein?  
Da grünt und blüht es weit und breit  
Im warmen Sonnenschein.

Die Vögel lernen wieder singen  
Der Falter wagt den ersten Flug  
Mein Herz will bald vor Freud' zerspringen  
Folgt sehnsuchtsvoll dem Vogelzug.

Joachim Wenzel V a

# Ansprache zur Saargededenkfeier am 19. 1. 1957

„Am 1. Januar 1957 ist das Saarland als zehntes Bundesland ein Teil der Bundesrepublik Deutschland geworden.“

Dieser nüchtern feststellende Satz ist uns in den vergangenen ersten Tagen des neuen Jahres immer wieder begegnet — in der Presse, im Rundfunk, bei Neujahrsansprachen. Und wenn wir uns heute erneut um ihn versammelt haben, so ist es nicht geschehen, um ihn seiner Nüchternheit zu berauben und mit nationalem Pathos zu umgeben, sondern wir wollen ihn ganz einfach noch einmal mit vollem Bewußtsein „vernehmen“ — im doppelten Sinne des Wortes — und seine Aussage zum Gegenstand unserer Besinnung machen.

„Saarland“ — was bedeutet das, geographisch, wirtschaftlich und historisch?

Es ist interessant, zu entdecken, daß jenes kleine, aber dicht besiedelte Gebiet (rund eine Million Menschen auf 2½ Tausend Quadratkilometern) keine natürliche geographische Einheit darstellt — es ist ein Teil der drei Großlandschaften Hunsrück, Saar-Nahe-Hügelland und lothringisch-pfälzisches Stufenland —, sondern eine rein politisch-wirtschaftliche Bildung ist. In seinem Kernstück, nämlich im Gebiet des sogenannten Saar-Kohlewaldes, zu dem auch das eigentliche Warndt-Gebiet gehört, ist das Saarland eine ganz junge Kulturlandschaft. Erst im 16. Jahrhundert wurden die ersten Breschen in die großen geschlossenen Wälder geschlagen; vom Bergbau im modernen Sinne kann man erst seit etwa 1750 sprechen, während die eigentliche wirtschaftliche Erschließung erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte. Auf der Basis der Kohlen, dem speziellen Reichtum des Landes, entwickelte sich in der neueren Zeit eine mächtige Grobindustrie, vor allem im verkehrsreichen Saartal.

Diese moderne wirtschaftliche Struktur des Saarlandes darf nicht unerwähnt bleiben, wenn man sein wechselvolles Grenzlandschicksal, vor allem im Laufe der letzten vier Jahrzehnte, verstehen will.

Grenzland wird es erst zur Zeit Ludwigs XIV. im Zuge der französischen Ausdehnung nach Osten. Bis dahin lag es seit jener Dreiteilung des Reiches Karls des Großen im Jahre 843 und der 880 folgenden Angliederung Lotharingens an das Ostreich mitten im deutschen Raum. Es wird zweimal vorübergehend von französischen Truppen besetzt, zuerst von Ludwig XIV. (1679 bis zum Frieden von Ryswijk — 1697 —, in dem die Franzosen die sogenannten „Reunionen“ wieder herausgeben mußten) und dann im Zuge der Französischen Revolution (1793 bis zur Rückgliederung an Preußen im zweiten Pariser Frieden von 1815).

Während für diese ersten beiden Besetzungen vorwiegend reine Expansionsinteressen maßgebend waren, verdichtet die oben erwähnte wirtschaftliche Erschlossenheit des Landes am Ende des ersten Weltkrieges das machtpolitische Spannungsfeld erheblich. Es geht nicht mehr nur um Gebietsgewinn oder -verlust, es geht um Kohle und Stahl.

So heißt es denn 1919 im Vertrag von Versailles: „Als Ersatz für die Kohlengruben in Nordfrankreich und als Anzahlung der von Deutschland geschulde-

ten Wiedergutmachung der Kriegsschäden tritt Deutschland das volle und unbeschränkte, völlig schulden- und lastenfreie Eigentum an den Kohlengruben im Saarbecken ... mit dem ausschließlichen Ausbeutungsrecht an Frankreich ab. Die Regierung des Saarbeckens wird einem den Völkerbund vertretenden Ausschuß übertragen.“ Diese Loslösung des Saargebietes aus dem Verband des Deutschen Reiches endete 15 Jahre später mit der Volksabstimmung am 13. Januar 1935, bei der sich 90,73 % der Saarbevölkerung für den Wiederanschluß an Deutschland entschied.

Es will so scheinen, als habe 1945 die gleiche Situation wie 1918 — Deutschland muß nach dem verlorenen Krieg das Saarland erneut abtreten — endlich 1957 zu der gleichen Lösung geführt wie 1935: das Saarland kehrt in den Bereich der deutschen Bundesrepublik zurück. Und doch verdeckt das gleiche nationalpolitische Ergebnis so wesentliche Unterschiede in Weg und Wirkung, daß sie mit allem Nachdruck bei unserer heutigen Besinnung erwähnt werden müssen.

Während der Weg, der zu der Saarrückkehr von 1935 führte, von vornherein festlag — bereits im Vertrag von Versailles wurde bestimmt, daß die Saarbevölkerung nach Ablauf von 15 Jahren aufgerufen werde, über ihr weiteres politisches Schicksal abzustimmen —, lag die Marschroute, die heute endlich zur Rückkehr der Saar geführt hat, 1945 noch in undurchdringlichem Dunkel. Wer den langen und mühevollen Weg mit Bewußtsein verfolgt hat, weiß, daß die erste Phase der Saarpolitik von 1945 bis 1952 zunächst eine genau entgegengesetzte Richtung einschlug: Nachdem das Land 1945 in die Verwaltung der französischen Militärregierung übergegangen war, wurde am 5. Oktober 1947 ein Saartag gewählt, der eine Verfassung verabschiedete, die die Trennung des Landes vom Reich für immer zu bestätigen schien. Als 1947 der Erlaß eines besonderen Saarländischen Staatsangehörigkeitsgesetzes diese Trennung unterstrich und am 1. Januar 1952 die französische Regierung ihr Hohes Kommissariat in eine diplomatische Vertretung umwandelte, hatte die Loslösung von Deutschland wohl ihre größte Spannweite erreicht. Eine zweite Phase nahm von der Empfehlung der Londoner Konferenz der Außenminister im Februar 1952, direkte Verhandlungen über das Saarland zwischen Frankreich und Deutschland aufzunehmen, ihren Ausgang. Sie suchte eine europäische Lösung des Problems mit dem Ziel der Wiederherstellung der vollen demokratischen Freiheiten im Saarlande und führte durch verschiedene Stadien am 23. Oktober 1954 zur Unterzeichnung des Abkommens über das Saarstatut zwischen Frankreich und Deutschland. Den Weg der dritten Phase der Nachkriegssaarpolitik wies die deutsche Saarbevölkerung selbst, indem sie in der Volksabstimmung am 23. Oktober 1955 das Saarstatut mit 67,7 % aller abgegebenen Stimmen verwarf und sich damit erneut in überzeugender Weise für Deutschland entschied. Durch diese demokratische Willenskundgebung wurde der Weg für die Verhandlungen frei, die schließlich im vergangenen Jahre zum Abschluß der deutsch-französischen



Saarverträge geführt haben: Politische Rückgliederung des Saarlandes zum 1. Januar 1957; wirtschaftliche Rückgliederung nach Ablauf von drei Jahren; deutsche Zugeständnisse für den Abbau der Warndtkohle von Frankreich aus und bei der Finanzierung der Moselkanalisierung, angemessene, zuweilen großzügige Entscheidung Frankreichs für den Abbau bevorrechtigter Positionen an der Saar.

Die Tatsache, daß die Saarverträge im deutschen Bundestag einstimmig und in der französischen Nationalversammlung mit einer überzeugenden Mehrheit gebilligt worden sind, zeigt, daß trotz des anfänglich so finsternen und verworrenen Weges, den das Schicksal des Grenzlandes zu nehmen schien, endlich auf der Grundlage beiderseitiger Zugeständnisse und mit gebührender Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht von einer Million Menschen eine Lösung gefunden worden ist, die den französischen wie den deutschen Wünschen und den saarländischen Interessen Rechnung trägt.

Um in diesem Augenblick, in dem uns als Deutsche eine natürliche und verständliche Freude erfüllt über die Rückkehr eines Teiles unseres Volkes, der in den letzten 22 Jahren zweimal ein überwältigendes Treuebekenntnis zu seinem Deutschtum abgelegt hat — um in diesem Augenblick die Entscheidung der französischen Nationalversammlung voll würdigen zu können, muß man die berechtigte französische Argumentation für eine französisch-saarländische Wirtschaftsunion kennen. Roland Delcour, Saarspezialist aus der Redaktion der Pariser Tageszeitung „Le Monde“ schreibt, die Saarverträge seien nicht ohne bitteren Beigeschmack. „So fanden sich denn durch einen Federstrich,“ sagt er, „zehn Jahre Anstrengungen annulliert, eine französisch-saarländische Wirtschaftsunion aufzurichten . . . . Daß diese Wirtschaftsunion auf einer soliden Basis ruhte, dafür ist die unleugbare Prosperität der Saar im gegenwärtigen Augenblick der klarste Beweis. Die Nachbarschaft und die gegenseitige Ergänzung der saarländischen Kohlenvorkommen und des lothringischen Eisens und allgemeiner noch die gegenseitige Ergänzung, die sich ein übervolkertes, überindustrialisiertes Land und ein Frankreich zu bieten hatten, dessen Landwirtschaft sich immer mehr zu einer Industrie erster Ordnung auswächst, waren natürliche und seit langem immer wieder hervorgehobene Gründe für eine französisch-saarländische Wirtschaftsunion . . . Der Irrtum bestand ohne Zweifel darin, zu glauben, die Wohltaten des wirtschaftlichen Anschlusses genügten auf die Dauer, um die Saarländer vergessen zu lassen, daß sie Deutsche sind.“ Und Delcour schließt seine Ausführungen mit der Bemerkung: „Das ist der Preis für Europa. Er ist nicht zu hoch.“

Und da ist das Stichwort, an dem sich der grundlegende Unterschied zwischen der Saarlösung von heute und der Situation von 1935 messen läßt. Damals brachte die Rückkehr der Saar keine Entspannung des deutsch-französischen Verhältnisses und vermochte nicht, die spätere unheilvolle Entwicklung zu verhindern; das Saarland selbst mußte seine Zugehörigkeit zum angestammten deutschen Staatsverband mit dem Verlust seines westlichen Absatzraumes bezahlen. Der heutige Saarvertrag jedoch verbindet die Mitgliedschaft des Saarlandes im deutschen Staatsverband mit engen, ausbaufähigen Wirtschaftsbeziehungen nach Frankreich. Zum ersten Male in seiner Geschichte wird das Saarland im Schoße einer territorial befriedeten Ord-

nung zwischen Frankreich und Deutschland eine Marktstellung nach beiden Seiten einnehmen, die seinen eigenen Wirtschaftsbedürfnissen wie auch denjenigen seiner Wirtschaftspartner Rechnung trägt.

Damit sind die letzten Hindernisse aus dem Wege geräumt für eine dauerhafte Freundschaft und fortschreitende Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland.

An dieser Stelle glaube ich das grundlegend Neue an unserer heutigen Situation zu sehen. An dieser Stelle weist die Saarlösung in die Zukunft. Sie ist Lösung und Aufgabe zugleich,

Lösung der Probleme, die seit Jahrzehnten nicht aufgehört haben, das deutsch-französische Verhältnis zu belasten und zu verkrampfen, Aufgabe, auf diesem endlich freigeordneten Weg an jenen größeren Zusammenschlüssen zu arbeiten, von denen wir eben Friedrich Sieburg haben sagen hören.

Nicht zum ersten Male freilich rückt der Gedanke an Europa in den Bereich des politischen Blickfeldes. Denken wir nur an die Bemühungen eines Stresemann und eines Briand zwischen den beiden großen Kriegen. Aber ihre Konzeptionen waren ihrer Zeit voraus und deshalb zum Scheitern verurteilt.

Heute ist die Zeit reif und der Weg frei.

Es sei dem Romanisten erlaubt, an dieser Stelle den Kreis der politischen und wirtschaftlichen Betrachtungen zu durchbrechen und den Blick auf die geistige Partnerschaft zweier Völker zu lenken, die sich in so glücklicher Weise ergänzen und doch den größten Teil ihrer Geschichte gegeneinander gelebt haben.

Wenn Goethe den „Frosch“ in Auerbachs Keller sagen läßt:

„Mein Leipzig lob ich mir. Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute“, und nur ein paar Zeilen weiter den „Brander“:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden; doch ihre Weine trinkt er gern“ —

dann charakterisieren diese beiden Aussprüche das deutsche Verhältnis zu Frankreich, wie es Jahrhunderte hindurch im deutschen Durchschnittsbürger lebendig war:

Eine nahezu als selbstverständlich vorausgesetzte Anerkennung der Bildungskapazität von Paris — und Paris repräsentiert Frankreich in viel stärkerem Maße als die meisten anderen europäischen Hauptstädte ihre Länder — und zu gleicher Zeit ein fast ebenso selbstverständliches, zweifellos durch die unaufhörlichen politischen Gegensätze erzeugtes nationalistisches Vorurteil gegen die Franzosen, die Träger jener Kultur.

Dieses merkwürdige und in seiner Merkwürdigkeit tragische Doppelverhältnis läßt sich durch Jahrhunderte verfolgen. Den großen geistigen Impulsen und der wechselseitigen Beeinflussung, die von ihnen ausging — vom höfischen Epos des Mittelalters über die Klassik und Romantik bis hin zum Naturalismus und Symbolismus — stehen politischer Kampf um die Vormachtstellung und grausame Kriege hemmend gegenüber. Es waren immer nur wenige Große, die über das Unentschiedene, Unverwirklichte des deutsch-französischen Geistesverhältnisses hinaustraten und die Möglichkeit der Ergänzung sahen, die der deutsche und der französische Geist einander zu schenken haben.

## UNSERE ABITURIENTEN UND IHRE BERUFSWÜNSCHE:

### Oberprima a:

Erwin Backhaus, Graben, Diplom-Ing.  
Udo Bick, Obergelpe, Jura  
Peter Büsse, Gummersbach, Dipl.-Ing.  
Horst Fiedler, Marienheide, Jura  
Lothar Hanckel, G'bach, Offz. d. Luftwaffe  
Hans-Günter Heinen, Hunstig, Journalist  
Reinhard Mennicken, G'bach, Physiker  
Siegfried Mühlhoff, Hardenberg, Dipl.-Ing.  
Dieter Schellhas, G'bach, Wirtschaftsling.  
Karl-Heinz Selbach, Koth'sen, Bundeswehr  
Ulrich Söhnchen, Schönenbg., Neuphilologie  
Ulrich Viebahn, Lützinghausen, Jura  
Edgar Weis, Gummersbach, Philologie

### Oberprima b:

Heinz Bottenberg, Gummersbach, Beamter  
Harald Brosge, Dieringhausen, Beamter  
Wolfgang Döhl, Dümmlingsh., Philologie  
Jürgen Eick, Gummersbach, Maschinenbau  
Dieter Kramer, Gummersbach, Hüttening.  
Eckart Leitzke, Gummersbach, Rechtspfleger  
Manfred Mengel, Dieringhausen, Medizin  
Dietrich Menn, Dieringhausen, Theologie  
Dietmar Ohel, Gummersbach, Philologie  
Ulrich Prinz, Dieringhausen, Pharmazie  
Hartmut Schneider, G'bach, Dipl.-Dolmetsch.  
Joachim Simons, Windhagen, Elektro-Ing.  
Karl-H. Sommerhoff, Dieringhs., Philologie

## PREISE FÜR KURZGESCHICHTEN

„Schwarz auf Weiß“ stiftet 3 Preise zu je 5,— DM für eine brauchbare Kurzgeschichte (nicht länger als eine Schreibmaschinenseite) aus unserem Schulalltag.  
- red -

## Einem ministeriellen Erlaß zufolge . . .



. . . wird der Schulsport an den Gymnasien ab 1. April auch auf die Lehrerschaft ausgedehnt, um einer einseitigen Überbeanspruchung entgegenzuwirken. Bei uns waren es die Herren Dr. Nagel und Nölker (links), die bereits vor diesem Termin wertvolle Pionierarbeit leisteten. Sie gestatteten unserem Mitarbeiter einen flüchtigen Blick hinter die Kulissen und versprachen, auch in Zukunft beim Austeilen von schweren Sachen das sportliche Reglement zu beachten.

Foto: H. G. Heinen.



## hgh VERLÄSST UNS

Es gehört zu den unangenehmen Aufgaben einer Schülerzeitungsredaktion, beim Scheiden der Abiturienten fast auch immer ihrem Chefredakteur Adieu sagen zu müssen. Hans Güter Heinen hat zwar niemals diesen Posten bei „Schwarz auf Weiß“ innegehabt, doch mußte er in seiner Zeit als „Chef vom Dienst“ gleichschwere Aufgaben wie der Chefredakteur selbst auf sich nehmen. Wir verdanken ihm, daß wir jede unserer Nummern der letzten Jahre mit ausgezeichnetem Bildmaterial haben ausstatten können; dies war unserer Meinung nach eine Fähigkeit, die so schnell mit gleicher Vollendung nicht wieder ausgefüllt werden kann. Dank der Beziehungen von H. G. Heinen, die weit über eine Zusammenarbeit mit der Ortspresse hinausragten, war es „Schwarz auf Weiß“ möglich, ihren Wirkungsbereich bedeutend zu vergrößern. Die Gewandtheit und Redekunst eines echten Journalisten wird uns bei zukünftigen Anlässen fehlen. Seine Fähigkeiten, geschult im täglichen Umgang mit anderen Reportern, hatten unserer Zeitung bedeutende Verbesserungen gebracht. Wir danken ihm für seine fruchtbare Arbeit und werden uns seiner als erstem „Chef vom Dienst“ in der Geschichte von „Schwarz auf Weiß“ gern erinnern. - hsm -

## ÜBERFORDERUNG!

In den letzten fünf Wochen habe ich einmal täglich die Zeiten aufgenommen, die ich für die Hausaufgaben gebraucht habe. Zunächst merkte ich, daß ich wesentlich mehr Minuten hinter den Schulbüchern gesessen habe, als ich bisher angenommen hatte.

	schriftlich	mündlich	
1. Woche	225	255	= 480
2. Woche	320	25	= 345
3. Woche	110	225	= 335
4. Woche	250	25	= 275
5. Woche	260	75	= 335

Hier sind nun die Zeiten aufgeführt, die ich für die normalen Hausaufgaben in De, Ma, Fra, En, La gebraucht habe. Die Nebenfächer und Arbeitsgemeinschaften sind dabei nicht berücksichtigt. Das ist also im Durchschnitt eine Stunde Hausaufgaben pro Schultag für alle Hauptfächer. Die Schulzeit in der Unterprima beträgt ohne Arbeitsgemeinschaften 26½ Stunden. Das ergibt zusammen rund 35 Stunden, wenn man noch 2 Stunden pro Woche für die Hausaufgaben der Nebenfächer ansetzt. Für 2 Arbeitsgemeinschaften kann ich 6 Stunden hinzuzählen, so daß sich 41 Stunden für Schul- und Hausaufgaben im Ganzen ergeben. Ich kann mich so nicht überfordert fühlen. Allerdings lassen sich die Zeiten für mündliche Hausaufgaben noch weiter ausdehnen. Auf die Minute genau wird es sich aber nie angeben lassen, wieviel Zeit man mindestens oder höchstens brauchen muß, um alle Hausaufgaben gewissenhaft zu erledigen. Das liegt ganz beim Schüler selbst. Der eine arbeitet schneller, der andere langsamer. - dog -

Wir werden das Thema in der nächsten Nummer weiter behandeln. - red -

## LAIENSPIEL

Auch in diesem Jahr trat die Arbeitsgemeinschaft „Bühne“ unserer Schule wieder mit einer Aufführung an die Öffentlichkeit. Am 23. und 24. März spielte sie unter großem Erfolg das Lustspiel von Heinrich von Kleist „Der zerbrochene Krug“. Da das Stück ganz im Dienste der Gemeinschaftsarbeit stand, wollen wir keine Spieler namentlich hervorheben. An beiden Tagen spendeten Eltern und Schüler herzlichen Beifall. - dog -

Keiner hat treffender diese Möglichkeiten beschrieben und glühender an die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung geglaubt als Romain Rolland, der hier beispielhaft für viele andere zu Wort kommen soll. In seinem umfangreichen Romanwerk „Jean-Christophe“ charakterisiert er an der Freundschaft der beiden in ihrer grundverschiedenen Veranlagung sich ergänzenden Zentralpersonen, des Deutschen Jean-Christophe und des Franzosen Olivier, ein mögliches Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich:

„Leur amitié était un bienfait pour tous deux. Ils s'enrichissaient l'un de l'autre. Olivier avait la sérénité de l'esprit et le corps maladif. Christophe avait une puissante force et une âme tumultueuse. Maintenant qu'ils étaient ensemble, ils se sentaient bien forts. A l'ombre de Christophe, Olivier reprenait goût à la lumière; Christophe lui transfusait un peu de son abondante vitalité, de sa robustesse physique et morale, qui tendait à l'optimisme même dans la douleur. Christophe se nourrissait de la pensée d'Olivier; il s'imprégnait de son calme intellectuel, de son détachement d'esprit, de cette vue lointaine des choses, qui comprenait et dominait tout, en silence. Mais transplantées en lui, dans une terre plus riche, les vertues de son ami poussaient avec une bien autre énergie. Ils s'émerveillaient tous deux de ce qu'ils découvriraient l'un dans l'autre. Que de choses à partager!“

„Ihre Freundschaft war für beide eine Wohltat. Sie bereicherten sich gegenseitig. Oliviers klarer Geist wohnte in einem schwächlichen Körper. Christophs ungebundene Kraft beherbergte eine unstete Seele. Jetzt, da sie zusammen waren, fühlten sie sich sehr stark. Christoph übertrug ein wenig von seiner überreichen Vitalität, von seiner physischen und moralischen Kraft, die selbst im Schmerz zum Optimismus neigte, auf Olivier und nährte sich von seinem Denken; Oliviers geistige Ruhe griff auf ihn

über, sein intellektueller Abstand von den Dingen, der alles ohne Lärm begriff und beherrschte. Aber in ihn verpflanzt, in eine reichere Erde, wuchsen die Tugenden seines Freundes mit einer ganz anderen Energie. Sie wunderten sich beide, was einer im anderen entdeckte. Welcher Reichtum war da zu teilen!“ —

Es gibt in der Welt Europas kein Völkerpaar, das zu einer wechselseitigen geistigen Ergänzung bestimmt wäre wie Deutschland und Frankreich. Ihre geistige Zusammenarbeit wäre ein nicht abzusehendes Glück für unseren Erdteil. Es ist keine rhetorische Übertreibung, sondern eine ganz reale Erkenntnis, wenn Jean-Christophe zu Olivier sagt: „Nous sommes les deux ailes de l'Occident. Qui brise l'une, le vol de l'autre est brisé.“ — „Wir, Frankreich und Deutschland, sind die beiden Flügel des Abendlandes. Wer den einen zerbricht, lähmt den Flug des anderen.“

„Am 1. Januar 1957 ist das Saarland als zehntes Bundesland ein Teil der Bundesrepublik Deutschland geworden.“

Wir haben diesen nüchternen Satz ein weiteres Mal vernommen und haben in Rück- und Ausblick Weg und Wirkung dieses Ereignisses verfolgt.

Ich kann dieses Pult nicht verlassen, ohne der Freude und Dankbarkeit, die uns der aufgezeigten Entwicklung gegenüber erfüllt, jene glühende Hoffnung hinzuzufügen, daß die Rückkehr der Saar nicht allein nationales, deutsches Ereignis, nicht nur Markstein auf dem Wege zu einer dauerhaften deutsch-französischen Freundschaft sein möge, sondern daß sie darüber hinausweise auf jene große Wiedervereinigung unseres zerteilten Deutschlands in Frieden und Freiheit, deren Notwendigkeit uns nie deutlicher wurde als heute und deren Verwirklichung wir mit ganzem Herzen ersehnen.

Werner Schönraht.

Anschließend bringen wir noch zu diesem Thema eine Stellungnahme, die uns ein Schüler von der Saar zuschickte. - red -

## Gedanken ZUR RÜCKGLIEDERUNG

In der Zeit vor dem 23. Oktober 1955 wurde durch die Parteien ein großer Streit in das Saargebiet, ja sogar in die einzelnen Familien gebracht. Dieser Kampf zwischen den Ja-Sagern, die man mit Recht als Separatisten bezeichnete, und den Nein-Parteien ist auch heute noch nicht ausgeklungen. Immer noch feinden sich die Parteien gegenseitig an und immer noch wird ein Zusammengehen der Parteien sabotiert, obwohl die ehemalige Regierungspartei (CVP) von ihrem früheren Kurs abgewichen ist. Ja, man ist sogar so weit gegangen, sich gegenseitig als Vaterlandsverräter zu bezeichnen und manche wollen den anderen auf Jahre hinaus als Separatisten gebrandmarkt wissen.

Es liegt außerhalb jeden Zweifels, daß das System der Ex-Regierung nur darauf hinlief, die Saarländer systematisch ihrem Vaterlande zu entfremden. Man versuchte dies durch großzügige soziale Aufwendungen zu erreichen, die sich auf die Dauer nicht tragen ließen, und die sich für unsere Industrie nachteilig auswirkten, da die saarländischen Betriebe gegenüber der bundesdeutschen Industrie nicht konkurrenzfähig waren infolge Unterbleibens jeglicher Modernisierung. Durch dieses Treiben, mit dem versteckten Ziel der Loslösung, wurde das Volk

sehr für die vorherige Regierung eingenommen und man betrachtete es als undankbar gegenüber der Regierung, mit „nein“ zu stimmen. Auch sind die Parteien der anderen Seite zu scharf vorgegangen und haben sich in ihren Versprechungen äußerst weit vorgewagt. Nun müssen sie einsehen, daß sie ihre Versprechungen bei der Rückgliederung nicht verwirklichen konnten. Jetzt fordert man Zugeständnisse. Man verlangt Konzessionen bei der Rückkehr ins Vaterland! Ist das nicht Hohn? Dies alles steht sehr im Gegensatz zum Volkentscheid von 1935. Allerdings war die Saar damals auch ein „autonomeres“ Gebilde als sie es bei der letzten Abstimmung war.

Auch über die Rückgliederung herrschen verschiedene Meinungen. Im allgemeinen ist man dazu übergegangen, der wirtschaftlichen Rückgliederung, die ja der politischen folgen wird, freudig entgegenzusehen. Die deutschen Waren sind im Saarland noch von jeher sehr gefragt gewesen. Man fuhr in die Bundesrepublik, um dort seine Einkäufe zu tätigen. Der Saarländer verdient mehr als der Bundesdeutsche, und entsprechend scheinen ihm die Waren in Deutschland billiger zu sein. Dieses Verlangen nach deutschen Waren ist für manchen Saar-



endlich  
arbeitet  
dj3ni!

Antennenbau mit Pfeil und  
Bogen – Verbindungen  
durch ganz Deutschland

Vor zwei Jahren begannen einige Oberprimaner mit dem Bau eines Kurzwellensenders. Das Ziel, bis Weihnachten 1954 die Anlage fertigzustellen, erreichten sie nicht ganz, da sie kurz vor dem Abitur standen. Die meisten Teile der Station, wie Eco-Oszillator mit Puffer, Frequenzverdoppler, Senderendstufe, NF-Verstärker für die Modulation und Hochspannungsnetzgeräte wurden jedoch damals schon vollendet.

Die Arbeiten der folgenden Baugruppe aus unserer Mittelstufe erstreckten sich mehr auf Meßreihen und Versuche mit Transistoren und Verstärkern, eine Galvanometermeßbrücke usw. Wir mußten auf die Betriebslizenz und das Rufzeichen warten.

Im September vorigen Jahres war es dann so weit. Unter dem Kenner DJ3 NI wurden die ersten Funkverbindungen, zunächst im Oberbergischen Kreis (Hanfgarten und Dieringhausen) in Telegraphie mit ganz kleinen Leistungen von 1—6 Watt HF aufgenommen, und eine Zufallsverbindung nach Trier wurde mit großer Freude begrüßt. Das war jedoch noch ein spärliches Anfangsstadium; mehrere Baueinheiten mußten im praktischen Betrieb technisch ausgefeilt werden.

Eine der schwierigsten Aufgaben, die wir zu erledigen hatten, war der Antennenbau. Für das 80 m-Band braucht man eine 40 m lange Antenne mit einer 20 m langen Lecherdoppelleitung als Energie-speisung. Wir hatten nur eine Möglichkeit, diese Längen zu verlegen: Vom Dachfirst des Zeichensaales zum Turm des Schulgebäudes. Dabei mußte das Turmende an einem Feuerhaken hoch über der Schule befestigt werden. An einem schönen Nachmittage turnten wir dann auf den Dächern des Gymnasiums herum. Passanten hielten

länder zu einer richtigen Sucht geworden, die dahin geführt hat, daß man z. B. französische Waren, die anerkannt besser sind als die deutschen, z. B. Seifen, Kosmetikartikel usw., überhaupt nicht mehr anerkennt. Hier mag es die deutsche Qualität gewesen sein, die manche Separatisten zur Einsicht geführt hat. Es ist natürlich allen Einsichtigen klar, daß ein solcher Zustand nicht erhalten werden kann und darf. Aus einem deutschen Saarländer ist nun einmal auch durch eine gewaltsame Trennung vom angestammten Vaterland kein Franzose und auch kein Europäer im Sinne der alten CVP-Politik zu machen.

Ein weiterer Punkt, der viele Saarländer sehr schockierte, war die Wiedereinführung der Wehrpflicht. Das Grauen

uns für lebensmüde, als wir auf dem First saßen und versuchten, das Ende der Antenne an den Feuerhaken zu werfen. Aber auf diese Weise schafften wir es nicht. Als einer auf die Idee kam, mit Pfeil und Bogen die Antenne hochzuschleßen, hatten wir mehr Erfolg. Nach dem sechsten Schuß flog ein Pfeil mit dünner Schnur über den Haken; daran zogen wir eine Zwillingsslitze, an ihr ein 3 mm starkes Stahlseil und daran schließlich die Phosphor-Bronce-Antenne nach. Vom Schulhof aus kann man jetzt das ganze Gebilde gut sehen. Für unsere 10 m-Station, die für den Amerika-Verkehr inzwischen ebenfalls vollendet wurde, steht außerdem noch ein 5 m-Dipol in Form eines Lattenkreuzes mit aufgenageltem UKW-Flachkabel an einem Ecktürmchen; er wurde bei strömenden Regen befestigt.

Inzwischen wurden Funkverbindungen quer durch ganz Deutschland auf dem 80 m-Band abgewickelt. Wir nennen hier einmal die Städte, mit denen wir in den vergangenen zwei Wochen Funkverbindung hatten: **Aachen, Hamburg, Lippstadt, Göttingen, Selkant, Nürnberg, Koblenz, Kassel, Pforzheim, Bad Driburg, Ostfriesland, Münster, Würzburg, Köln, Bottrop, Gelsenkirchen, Soest, Essen, Duisburg, Hagen, Remscheid, Karlsruhe, Elmshorn, Kreuznach, Eichsfeld, Fulda, Frankfurt, Viersen,**

des Krieges hat sich allzusehr in die Erinnerung und das Denken des Volkes eingegraben. Man wollte einfach nicht mehr „Soldat spielen“. Alldem steht die Jugend weitaus optimistischer gegenüber. Durch die Wehrpflicht geht uns wohl ein Jahr unserer Berufsausbildung verloren; aber ich glaube sagen zu dürfen, daß diese Anforderung des Vaterlandes an uns keineswegs zu hoch ist.

Man sollte auch in den Fragen der Rückgliederung von der Jugend lernen und sich deren Ideale zu eigen machen. Dann würde man wahrscheinlich den alten Haß untereinander begraben und nur dem gemeinsamen hohen Ziel zustreben.

Karl Klaus Klemme  
Rockerhausen/Saar.

dj3ni

GRAMMAR SCHOOL GUMMERSBACH  
NR COLOGNE

**Alsdorf, Düren, Regensburg, Stade an der Elbe, Kempten im Allgäu, Osnabrück.**

Innerhalb eines Radius von ca. 600 km können wir jede Station gut erreichen. Besonders zu erwähnen sind noch eine Verbindung mit einer **Sonderstation der Leipziger Mustermesse** und mit einer **deutschsprechenden Station in der Tschechoslowakei**.

Die weitere Arbeit zielt nun auf Auslandsverbindungen in alle Welt. Das ist weniger eine Frage der Sendeenergie als der Benutzung höherfrequenter Bänder (40 und 20 m), auf denen wir in kurzer Zeit sendebereit sein werden.

Bisher haben sich unter obigen Städten bereits zwei Schulstationen gemeldet, die gerne eine regelmäßige Funklinie zwischen den Schülern beider Anstalten unterhalten wollen. Auch sollen astronomische Beobachtungen auf diese Weise gleichzeitig von verschiedenen Orten aus gemacht werden, was sicherlich zu interessanten Ergebnissen führen wird. Eine launige Geschichte zum Schluß: Mit einem Remscheider Studienrat, den wir zufällig im Äther „getroffen“ hatten, war vergangenen Dienstag um 15 Uhr auf 3,59 MHz eine Funkverbindung zur näheren Festlegung vereinbart worden. Genau 5 Minuten vorher wurde der Sender angeheizt, pünktlich das Remscheider Rufzeichen DL1 RA gerufen — niemand aber meldete sich. Darauf CQ-CQ-CQ (zu deutsch: „Ruf an alle“) — da meldete sich eine Essener und eine Soester Station. Zu dritt wird nun von diesem Dreieck Gummersbach-Essen-Soest aus Remscheid gerufen. Auf einmal betrifft der Hausmeister unser Dachzimmer und sagt: „Unten steht ein Studienrat aus Remscheid mit Auto, der den Schulsender sehen möchte.“ So ergab sich ein überraschendes persönliches Kennenlernen, wobei gleich die Einzelheiten der zukünftigen Funkverbindungen abgesprochen werden konnten.

Unsere Funkzeiten werden wir noch an einem schwarzen Brett anschlagen und freuen uns, wenn **Besucher auch aus unserer Mittel- und Unterstufe** einmal Grüße durch den Äther an andere Amateurstationen sagen wollen.

Reinhard Kutzop - lk -  
(UII a)



## Personalnotizen

Wer kann sich das vorstellen, ein Sportfest ohne Herrn Schusky oder die Hilfsbücherei ohne Herrn Harperath? Das ist undenkbar, aber leider wird es wahr werden: Herr Studienrat Schusky und Herr Studienrat Harperath treten in den Ruhestand. Die Trennung wird sowohl uns Schülern, wie auch den Lehrern, so glaube ich, nicht



ganz leicht fallen. Was machte schon eine gelegentliche minimale Mißstimmung, wenn man das Vertrauen zwischen diesen Lehrern und ihren Schülern sieht. Schließlich können wir es Herrn Schusky und Herrn Harperath nicht verübeln, wenn sie einmal Ruhe haben wollen. 40 Jahre nur mit Schülern zusammen — das zehrt eben an den Kräften. Aber wir hoffen, daß noch genügend Zeit bleibt, den Lebensabend zu genießen, und daß ab und zu ein kleiner Besuch bei uns die Erinnerung an die Schule wachhalten wird.

Herr Harperath wurde am 18. Oktober 1892 in Honnef geboren. Bereits mit 13 Jahren wollte er als Quartaner später Lehrer werden. Als dann 1913 das Abitur geschafft war, stand es fest: „Ich werde Lehrer!“ Aber der erste Weltkrieg verzögerte das Studium. Polen und die baltischen Länder lernte Herr Harperath im feldgrauen Rock kennen. 1922 war dann das Examen vollbracht. Als Referendar für Englisch, Französisch und Erdkunde begann er seine Unterrichtstätigkeit in Linz am Rhein. Ein halbes Jahr Köln-Nippes und drei



Jahre Duisburg folgten, bevor Gummersbach als Endstation erreicht war. Am 1. Oktober 1926 öffnete die Oberrealschule Herrn Harperath ihre Tore. Hier blieb er als Freund und Helfer der Schüler bis heute.

Herr Schusky wurde am 18. Juni 1891 in Krefeld geboren. Nach der Oberrealschule und der Kunstgewerbeschule besuchte er drei Jahre bis 1912 das Lehrerseminar in Moers. Der 1. Weltkrieg, in den Herr Schusky als Freiwilliger eintrat, unterbrach das Studium. Er nahm an den Kämpfen im Westen, vor allem aber in Serbien und im Baltikum teil und wurde 1918 als Leutnant entlassen. Die unterbrochenen Sport-

und Kunststudien wurden in Bonn und Düsseldorf bis zu den Examina 1919 und 1920 fortgesetzt. Es folgte die Anstellung in Gummersbach. Als aktiver Sportler erwarb Herr Schusky das Reichs- und Geländesportabzeichen in Gold. Krönung seiner Tätigkeit waren die zahlreichen Erfolge der Gummersbacher Bannermannschaft, die er zu sechs Siegen und zwei zweiten Plätzen führte. Nach der Einberufung zum Sudetenunternehmen nahm Herr Schusky, zuletzt als Major, an den Kämpfen des zweiten Weltkrieges teil. Seine erfahrene Arbeit wird auch weiterhin dem Unterricht in den Leibesübungen an unserer Schule zur Verfügung stehen.

- en -

### Wir sprachen mit dem Stadtdirektor

## Unsere Schule wird schöner werden

Am 30. August wurde vom Stadtrat der neue Stadtdirektor gewählt. Am gleichen Tage wurde vor dem Rat mitgeteilt, daß unser Gymnasium auch einen naturwissenschaftlich-mathematischen Zug ab Ostern erhält und somit dem Wunsche vieler Eltern und vielleicht ebensovieler Schüler Rechnung getragen wird. Was lag näher, als daß die Redaktion eines Tages beim neuen Stadtdirektor vorsprach, um sich zu orientieren, wie Stadtdirektor Vogelsang über die Probleme der Stadt und insbesondere unserer Schule denkt.

Stellen wir unseren Lesern zunächst den neuen Leiter der Gummersbacher Stadtverwaltung vor: Richard Vogelsang wurde am 2. März 1903 in Übrerruhr geboren. Er besuchte die Volksschule und trat nach der Schulentlassung in die heimatische Gemeindeverwaltung ein, absolvierte die vorgeschriebenen Prüfungen der Verwaltungslaufbahn, kam dann zur Stadt Essen, zum Gemeindeprüfungsamt bei der Düsseldorfer Regierung und war auch im Kölner Regierungsbezirk als Finanzprüfer tätig. Sein letzter Wirkungskreis war die Leitung der Stadtkämmerei Köln, womit er sich zugleich in den höheren Verwaltungsdienst emporgearbeitet hatte und die Qualifikation zum Stadtdirektorat Gummersbach schaffte.

Am 1. Oktober wurde er in sein hiesiges Amt eingeführt und seitdem nahm er gern und oft Gelegenheit sich überall zu informieren. So fanden wir Stadtdirektor Vogelsang bei unserem Besuch bereits mitten in allen Problemen zu Hause und konnten erfreut feststellen, daß er auch uns junge Pennäler mit Aufgeschlossenheit und Interesse empfangt.

Als wir das Rathaus betraten, wurden wir leicht beklemmt. Ein besonderer Hauch strömte uns entgegen. Es war zwar kein Schweißgeruch oder Kohlenstaub, keine Hitze und kein Lärm, der sich so eigenartig auf unsere Organe legte, sondern irgend etwas anderes, was ich nicht zu differenzieren vermag. Sagen wir: Es kam uns etwas an. Dann traten wir ins Arbeitszimmer ein und in dem lichtüberfluteten Raum waren wir gleich gefangen von dem liebenswürdigen Herrn, der uns gegenübertrat. An der Decke hing zwar eine moderne Leuchte, aber die Möbel erschienen uns doch recht alt. Aber es ging ja nicht um die Möbel, sondern um den Menschen, der hier wirkt, wenn auch der Stadtdirektor auf unsere Blicke hin sofort erkannte, was wir in diesem Milieu dachten und sich bemühte zu erklären, daß

auch in diesem Raum einiges modernisiert werde.

Damit waren wir gleich beim Thema, denn bei uns muß noch viel mehr modernisiert werden. Jedenfalls nach unserer Auffassung. Wir hörten, daß die Stadt große Schulpläne habe. Es geht zunächst um die Lösung der Raumfragen für die Volksschulen, die mit dem Bau der Steinbergsschule und der Körnerstraßen-Schule eingeleitet wurden. Dann wird das Mädchengymnasium, das seit Jahren mit uns unsere Schule überbevölkert, in die Diesterwegschule überführt. Auch hier werden dazu Umbaumaßnahmen und Erweiterungsbauten notwendig.

Bei uns wird man die Klassenräume modernisieren und die unterteilten Klassen wieder in die ursprüngliche Größe zurückführen. Man wird die naturwissenschaftlichen Sonderräume wieder herstel-



len und mit modernster Ausstattung versehen, die Beleuchtung und auch die Heizung technisch vervollkommen. Schließlich wird man auch die Aula vergrößern. Das weiß ich allerdings aus anderer Quelle, denn Einzelheiten konnte uns der Stadtdirektor noch nicht sagen, weil der allzuständige Rat noch nicht endgültig entschieden hat, wenn auch die Ausschüßberatungen bereits weitgehend in diesem Sinne entschieden haben.

Der Stadtdirektor, das merkten wir aus den allgemeinen kommunalpolitischen Ausführungen, wahr nämlich mit letzter Konsequenz die gesetzlichen Kompetenzen d. h. Entscheidungsbefugnisse. In unserer zweigleisigen Kommunalebene ist dies ein besonders wichtiges Problem: Die Verwaltung ist Exekutive. Legislative allein der Rat.

Wir erhielten einen guten Einblick in die Dinge, die kürzlich auch einige Schü-



# ZWEIMAL Bauernkantate

Oder - VON PRIMADONNEN UND KONZERTMEISTERN

Chor, Orchester und Solisten üben seit Wochen — häufig unterbrochen durch Vorbereitungen für unsere Schulfeiern — an J. S. Bachs Bauern- und Kaffeekantate und Telemanns „Schulmeister“. Wenn wir mit uns einigermaßen zufrieden sind, werden wir die Stücke unter dem Namen „Heitere Kantaten aus Bachs Zeit“ der Schulgemeinde als Konzert im Gemeindehaus vorsetzen.

„Bauernkantate“? Haben wir die nicht schon einmal aufgeführt? Jawohl, im Konzert zum Bachjahr 1950. Ein Rückblick auf diese „gute alte Zeit“ fördert zutage, daß die Tenöre und Bässe des jetzigen Schulchors damals als kleine Soprane und Altisten das erstmal auf dem Konzertpodium des Gemeindehauses standen, daß Wolfgang Jahn damals mit einer Bachsonate das erstmal auf sich aufmerksam machte, daß unser Meistercellist Knapp und unser Elmar Gränz-dörffer ihre köstlichen Quintanerstimmen zu einem Bachlied vereinigten und unser Abiturient Eick — damals Quarta-

ner — erquickend frisch die Geschichte von J. S. Bachs Notendiebstahl sprach. Trotzdem waren wir damals noch am Anfang. Die nötigen Solisten zum Beispiel mußten wir aus Köln „importieren“ — diesmal stellen wir Solotenor und Solobaß selbst. „Wird sich nach einer Aufführung der „Wunderuhr“ auch so gehören“, werdet ihr sagen. Aber die Stimmen sind mal besser, mal wieder schlechter. Ob der jetzige Schulchor leistungsfähiger ist als der damalige, mag unser gestrenges Publikum nach dem Konzert entscheiden. Mit dem Orchester sind wir jedenfalls weitergekommen. Damals bestand es aus nur wenigen Mitspielern, Bassisten, Cellisten, Bratscher, selbst Geiger mußten wir vom Collegium musicum ausleihen — heute stellen wir im ganzen alles selbst. Damals brauchten wir zur Vorbereitung für die Bauernkantate allein so lange wie jetzt für das ganze abendfüllende Programm. Freilich, je größer die Aufgaben, die wir uns stellen, um so größer auch die

Schwierigkeiten. Leider sind gute Musikanten nicht immer gute Schüler. Und die Spielschar wird es wie das Orchester ertragen müssen, daß manches eingearbeitete „unentbehrliche“ Mitglied eines Tages jede freie Stunde dransetzen muß, um drohenden Fünfen vorzubeugen. Manches Jahr hebt nach dem Erscheinen der „blauen Briefe“ im Orchester geradezu eine „Saure-Gurken-Zeit“ an. Und der Ersatz für diese „Ausfälle“ ist für das Orchester schwieriger, weil bei uns nur mitwirken kann, wer vorher jahrelang zu Hause auf seinem Instrument fleißig geübt hat. Und wie viele kommen nicht über die 4. Lage der Geige hinaus oder bleiben schon vorher auf der Strecke. Dann gibt es bei uns auch manchmal (männliche) „Primadonnen“, die auf dem Konzertpodium erste Lorbeeren errungen haben und für die es deshalb — wirklich oder in der Einbildung — eine Zumutung ist, mit den übrigen mitzu-„ochsen“. Der Leistungsabstand zwischen Fortgeschrittenen und Anfängern ist tatsächlich für uns ein Problem. Wie oft runzeln die Herren „Konzertmeister“ an den ersten Pulten die Stirn oder lächeln mitleidig, wenn sich einige Neulinge abmühen, die richtigen Töne zu treffen. Wenn alles „klappt“, das Werk „konzertreif“ ist und das Konzert „steigt“, fühlen sich doch alle als Gemeinschaft und freuen sich zusammen. Und nun

Tertianer, mal herhören!

**Wir brauchen einen Flötisten!!!**

Seitdem unser Meisterflötist Tillmanns die Schule verlassen hat, liegt unsere Schul-Querflöte unbenutzt. Wenn die Mädchenschule mit einem Ersatz „mann“ in die Bresche springen kann, ist das zwar erfreulich, aber für uns wenig rühmlich. Und wenn Sabine Potratz nicht mehr mitspielen kann, wird es in unseren Konzerten heißen: Flauto tacet. Dabei kann man bei guter Musikalität schon nach einem Jahr ganz anständig blasen und gar im Orchester mitwirken. Klaus Tillmanns war schon nach zwei Jahren imstande, solistisch zu wirken. **Wir brauchen auch Cellisten.** Ein Schulcello steht noch unbenutzt. Da laufend Geiger heranwachsen, bedarf unsere Baßgruppe dringend der Verstärkung. Auf einen Cellisten kommen bei uns etwa fünf-zehn Geiger. Daran könnt ihr ermes-sen, wie angesehen die Gattung Cellist bei uns ist. Also, Flötisten und Cellisten in spe, wir harren eurer!

H. Klemm

ler kennenlernten, als sie einige Tage im Rathaus arbeiten und sich umsehen durften. Diese Informationstätigkeit der Gymnasiasten erwähnte der Stadtdirektor auch in unserem Gespräch und wir waren erfreut, zu hören, daß unsere Gymnasiasten in allen Stufen der Verwaltung einen guten Eindruck hinterließen. So gut war er, daß diese Informationsbe-suche in Zukunft sogar intensiviert werden sollen.

Gern nähmen wir ja auch einmal an einer geheimen Sitzung teil, aber das geht leider nicht. In diesem Jahr sollen Oberprimaner Gelegenheit haben, wäh-rend der Herbstferien sich die Einblicke in die Funktion einer modernen Stadt-verwaltung zu verschaffen.

Aus dem Munde des Pressereferenten Dr. Jungjohann, der uns als Pressever-treter selbstverständlich mitempfang, hörten wir, daß auch zahlreiche Schüler ständig an den Kulturkreisveranstaltungen teilnehmen und in großem Umfange die Stadtbibliothek benutzen.

Wir erwähnten auch unsere Sorgen über die Turnhalle und den Sportplatz und erfuhren, daß Zug um Zug auch hier ein Ausbau mit allen modernen Ein-richtungen zur Pflege aller Leibesübun-gen erfolgt. Der Stadtdirektor war auch stolz auf den Erfolg unserer DJM-Mann-schaften, deren Sieg, einer deutschen

Meisterschaft gleichkommend, er beson-ders freudig erwähnte.

Wir interessierten uns auch noch für das Stadtjubiläum. Doch unterliegen hier alle Einzelheiten noch dem Ratsbeschluß, weshalb wir über das hinaus, was bereits in den Zeitungen stand, nichts er-fahren konnten.

Wir fragten auch nach den Straßenbau-problemen und den Finanzsorgen und hörten, daß die Stadt in diesem Jahr besonders scharf rechnen müsse und viele Wünsche unerfüllt bleiben müßten.

Wir gewannen aber den Eindruck, daß unsere Heimatstadt für unsere Schule sehr große Opfer bringt und daher sind wir dankbar, daß wir durch die Förde-rung der Heimatgemeinschaft uns ein gehobenes Wissen aneignen dürfen und darüber hinaus auch die aufgeschlos-sene Art der Verwaltung uns stets auch zu Sonderwissen staatsbürgerlicher Art an der Quelle orientieren können. Wir hoffen, auch in Zukunft zu gegebener Zeit nochmals den Stadtdirektor um In-formationen bitten zu können, wenn der Schulausbau spruchreif wird. Denn auch wir haben einige Wünsche im Interesse der nach uns folgenden Generationen, denn Schulen baut man auf lange Sicht und nicht für die Tagesnotwendigkeiten.

H. B. Solbach

## Der Druckfehlerteufel . . .

hat sich in einer Teilaufgabe dieser Aus-gabe eingeschlichen. So muß es natürlich richtig heißen — Titelseite: O.Stud.Dir. Dr. Meyer, auf Seite 8: Stadtdirektor. Die Red.



... Besser ist  
natürlich ein

**ISING STATT**

**Kameras + Photozubehör**

EUGEN ISING · BERGNEUSTADT · RHEINLAND

**Hubertus-Apotheke**

Rudolf Schliwa

**Gummersbach-Rhld.**

Kaiserstraße 17/19 · Telefon 3066



# Aufbruch nach zwei Kriegen

Am Ende des ersten Weltkrieges wurde ich als Studienassessor der Oberrealschule in Gummersbach überwiesen. Anfang Januar 1919 meldete ich mich dort bei Herrn Direktor Ellenbeck. Er empfing mich, seinen alten Krefelder Schüler, dessen Ordinarius er von Sexta bis Untersekunda gewesen war, sehr wohlwollend und nahm sich viel Zeit, um mich in seine Schule einzuführen. Ich hatte früher schon Gutes von ihr gehört, denn ihr ausgezeichnete Ruf beschränkte sich nicht auf das oberbergische Gebiet. Im Konferenzzimmer, dem gleichen wie heute, lernte ich dann die Kollegen kennen, unter ihnen auffallend viele Assesoren. Der Kontakt, auch mit den älteren, wurde schnell gefunden; es zeigte sich, daß dieses Kollegium harmonisch, rege und tüchtig war.

Der Krieg und die Nachkriegszeit wirkten sich an der Gummersbacher Schule kaum nachteilig aus. Auch hatte keine Unterbrechung des Unterrichts stattgefunden. Bedrohlich war der Kohlenmangel, aber der „Chef“ meisterte solche Schwierigkeiten: Väter von unseren Schülern im Alumnat saßen im Kohlenggebiet und sorgten für die Schule.

Kurz, die Arbeit lief weiter, auch für die neu eintretenden Lehrer, in erfreulicher Form, weil die oberbergischen Schüler, arbeitsam wie ihre Eltern, ihre geistige Ausbildung ernst nahmen. Mich bewegte z. B. damals die Auskunft eines Landwirts, der aber kein Aufhebens davon machte, daß sein Sohn, ein kleiner Quintaner, der stilles, bescheidenes Wesen mit ausdauerndem Leistungswillen verband, jeden Morgen um 5 Uhr aufstand, eine Stunde weit von seinem Vater gebracht wurde, bis auf die Höhe vor dem Bahnhof. Wintertags kam er erst bei Dunkelheit wieder nach Hause. Dieser fleißige, tüchtige Quintaner, jetzt Studienrat, Mathematiker, in Siegburg, war keine Ausnahme.

Kriegsschäden zeigten sich auch bei den Schülern nicht. Es herrschte ein ausgezeichneter Geist in den Klassen, die übrigens von Obertertia ab auch zahlreiche Schülerinnen hatten. Ihr guter Einfluß auf die Klassenkameraden war unbestritten.

Oft besuchte der Dezernent, Herr Oberschulrat Dr. Wüllenweber, die Anstalt, ein jovialer Geheimrat, der die Anstalten seines Dezernats vorbildlich beaufsichtigte und sich insbesondere der Förderung des neusprachlichen Unterrichts widmete.

Nicht nur die guten Leistungen, sondern auch die straffe Führung und Zucht waren für die Gummersbacher Oberrealschule charakteristisch. Unvergeßlich bleibt mir, wie der Direktor dafür sorgte, daß Schwierigkeiten wegen des verspäteten Eintreffens der Fahrschüler, aus dem Raum Marienheide und Dieringhausen, auf ein geringes Maß beschränkt wurden. Zur gegebenen Minute pflegte er kurz nach acht vor dem Schuleingang auf den Bürgersteig zu treten, von wo er den Fahrschülertrupp oben auf der Moltkestraße herannahen sah. Er kam in geschlossener Formation. Auf der Höhe der

Wiedenhofstraße ging er in Laufschrift über, gelegentlich ermuntert durch eine kurze rhythmische Bewegung des Krückstocks, auf den der alte Herr sich stützte. Vorne liefen die Großen, verhalten, dahinter sprangen in langen Sätzen die Kleinen, um aufgeschlossen zu bleiben. Im Laufschrift schwenkte die Kolonne am Direktor vorbei durch den Eingang zum Schulhof. Dieses Ergebnis Ellenbeck'scher Pädagogik beeindruckte mich hier als junger Lehrer stark.

Trotz der damals schwierigen Versorgungslage durften wir uns eines regen geselligen Lebens innerhalb des Kollegiums erfreuen. Das beste Vorbild darin boten der Direktor und seine Gattin, die besonders die jüngeren Kollegen zu sich einluden und äußerst liebenswürdige Gastgeber waren. Unvergessen bleiben auch die frohen gemeinsamen Wanderungen durch das schöne oberbergische Land, das wir unter der Führung von Studienrat Bäcker, oder Stud.Ass. Melchior Oster, meinem geschätzten Bergfreund vom Alpenverein, kennen und lieben lernten. In dieser friedlichen Landschaft versuchten wir zu vergessen, was uns in diesen Jahren nach der Niederlage politisch bedrückte und die Zukunft unseres Vaterlandes in düsteren Farben sehen ließ.

\*

Gern ging ich nicht von Gummersbach fort, wo ich meine Lebensgefährtin gefunden hatte. Andererseits war es meine niederrheinische Heimat, die mir zum 1. 10. 1920 die erste Anstellung als Studienrat am Gymnasium und Realprogymnasium in Viersen bot. Bald wurde dort der Vater unseres Studienrats Klingen mein Nachfolger, weil ich, auf meinen Wunsch hin, von dem dortigen Direktor, Dr. Deckelmann, schon zu Ostern 1921 mit an das staatl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium und Realgymnasium Köln genommen wurde. Hier verlebte ich schöne und arbeitsreiche Jahre. Dann kam der zweite Weltkrieg. Ein nächtlicher Luftangriff auf die Kölner Altstadt machte auch das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium dem Erdboden gleich. Zwar gelang es Elternschaft und Schule die vom Kreisleiter geforderte Evakuierung nach Schlesien zu hintertreiben, aber seit Oktober 1944 wurde das Unterrichten wegen der vielen Luftwarnungen und -angriffe unmöglich. Als ein Bombenteppich auf unseren Kölner Vorort auch unser Haus beschädigte, evakuierten wir uns zu meiner Schwiegermutter nach Gummersbach. Dort setzte man mich zuerst beim polizeilichen Luftwarndienst ein. Nach dem Einzug der Amerikaner wurde ich Übersetzer und Dolmetscher bei der Stadtverwaltung Gummersbach. Diese für mich wertvolle und lehrreiche Tätigkeit konnte ich 1946 aufgeben, da auf meine Bitte hin der kommissarische Leiter des Gymnasiums, Herr Oberstudienrat Redeker und die Stadtverwaltung beim Provinzialschulkollegium meine Versetzung an unsere Anstalt erwirkten.

\*

Wie würde ich diese altbewährte Schule antreffen? Wie hatte sie den zweiten Zusammenbruch überstanden?



Es ließe sich alles trefflich schlichten,  
kann man die Sache zweimal verrichten.

J. W. Goethe

Auch hier war der Unterricht lange unterbrochen worden, weil die Alliierten die Schule neben anderen öffentlichen Gebäuden als Kaserne benutzten, und zwar ein ganzes Jahr hindurch. Damals konnte ich ihr als Dolmetscher im Auftrage der Stadtverwaltung einen kleinen Dienst erweisen, indem ich erreichte, daß der Hausmeister, der alte Schorre, seine Wohnung darin behalten durfte. Er sollte nämlich mit den Seinen auch dort heraus. Zwar empfing mich der Major der „Irish Guards“ eisig; als ich ihm jedoch die Vorteile für seine Leute auseinandersetzte, die die Anwesenheit und Greifbarkeit eines bewährten Hausmeisters mit genauer Kenntnis der Heizungs-, Wasserleitungs-, elektrischen und sanitären Anlagen tatsächlich bedeuteten, ließ er sich zu einer Ortsbesichtigung der Schorreschen Wohnung herbei, die man schon durch eine Bretterwand im Keller vom übrigen Gebäude abgetrennt hatte — das war wichtig — und genehmigte das Verbleiben Schorres in der Schule. Dessen Freude wurde von uns geteilt, denn die Stadtverwaltung kämpfte mit der Besetzung um jede Wohnung, die den Inhabern zu erhalten eben möglich war.

Nach der Freigabe des Gebäudes konnte der Unterricht nur langsam wieder in Gang gebracht werden, weil viel Mobiliar zerstört war, auch mangelte es an Lehrern. Dazu kam die Raumnot: Das Mädchengymnasium hatte seine Unterkunft verloren und teilte das Gebäude mit uns.

Aber die Tüchtigkeit und Zähigkeit von Oberstudienrat Redeker als Leiter und das ihm eng verbundene Kollegium überwandten die ersten Nachkriegsschwierigkeiten schneller als man gehofft hatte, und ich fand bei meiner Arbeitsaufnahme schon eine solide arbeitende Anstalt vor.

Mit den früheren Kollegen waren die Verbindungen nicht abgeschnitten worden, weil meine Frau und ich unsere kleinen Ferien bei unserer Familie zu verleben pflegten. So war ich auch jetzt zum zweiten Male willkommen im Kollegium, das sich wie damals im ersten Weltkrieg durch vorbildliche Zusammenarbeit, Harmonie und Aufgeschlossenheit



## Unser Schulorchester

Abiturientenentlassung. In der festlich geschmückten Aula findet die Feier statt. Vertreter der Stadt, die Elternschaft, das Lehrerkollegium und die Abiturienten sind versammelt. Das Orchester — ja, das Orchester ist auch da. Man beachtet es nicht weiter, es gehört eben dazu. Aber ist es denn so selbstverständlich, daß Schüler in ihrer Freizeit in der Schule zusammenkommen, um für Schulfeste oder ein Konzert zu üben? Ich meine, es gehört eine gute Portion Idealismus dazu. Man bedenke, es ist die Wahl zwischen einem tollen Film, der gerade läuft, und 2 Stunden Schule zu treffen. Sicher, es gibt schwarze Schafe, die sich mit Gründen wie verstauchte Daumen oder angeblich zerbrochenen Geigen den Weg zum Kino ebnet, aber in großen ganzen ist die Teilnahme regelmäßig (siehe Idealismus). Hier möchte ich auch unsere beiden Damen vom Mädchengymnasium lobend erwähnen, die beispielgebend immer erscheinen.

Was passiert denn nun während so einer Probe? Mangels eines Musikzimmers müssen wir uns zunächst als Möbelerweiterer betätigen, d. h. Tische und Stühle wegräumen. Dann beginnt das Stimmen. Das ist schwierig, bei manchen dauert es so lange, daß sich schon das geflügelte Wort gebildet hat: „Er kam, stimmte und ging.“ Doch endlich geht's los. Und wie es geht! Bei leichteren Stücken haben wir alle am Spielen von Anfang an Freude. Bei schwereren müssen dagegen manche so oft üben, daß sie die Lust daran beinahe verlieren. Manchmal reißt selbst unserem „leid- und dissonanzgeprüften“ Dirigenten der Geduldsfaden, öfter jedoch reißen andere Dinge, z. B. Saiten oder Bogenhaare. Und wenn dann — endlich — das Konzert steigen soll, heißt es: „In zwei Monaten, der Chor ist noch nicht so weit.“ Wir im Orchester hätten es jedenfalls gekonnt, und darauf sind wir stolz. Aber zum Schluß noch ein paar ernste Worte: Es macht uns „Musikern“ trotz allem Spaß, im Orchester mitzuwirken, denn hier können wir unser mühsam erlerntes Geigenspiel einmal praktisch anwenden und in der Gemeinschaft musizieren. Wir alle aber hoffen, daß der „Nachwuchs“ im Üben durchhält, bis er so weit ist, daß er im Orchester mitspielen kann. Jeder Neue wird mit einem kräftigen Tusch begrüßt.

Helmut Graser UII b

auszeichnete, Vorzüge, die der 1948 gewählte neue Direktor, Oberstudiendirektor Dr. Meyer, ein ehemaliger Schüler der Anstalt, ebenfalls anerkannte und in den folgenden Jahren weiter gepflegt und gefördert hat.

Die schweren Sorgen und Nöte der Zeit wurden bei der Unterrichtsarbeit vergessen, obwohl jeder von uns sein Kreuz zu tragen hatte.

Und die Gummersbacher Schüler? Mit Erwartung sah ich ihnen nach so langer Trennung entgegen. In einer Beziehung enttäuschten sie anfangs, weil die älteren nicht wie früher die Schule bejahten, sondern die gewaltige Erschütterung durch den Zusammenbruch ihrer Erwartungen, Träume, Ideale auch auf die Schule ausdehnten. Wer konnte ihnen das verübeln? Allmählich aber wich diese Verdrossenheit einer positiven Einstellung zur Schule und ihrer Arbeit. So konnte O.St.D. Meyer als Prüfungskommissar Ostern 1950 schon eine Reifeprüfung abhalten, die den Vergleich mit denen vor dem Kriege in jeder Hinsicht aushielt. Er entließ anschließend Abitu-

## Hinweis zum Aufbau eines math.-naturw. Zweiges

Der Ostern 1957 mit der Sexta b aufzubauende naturwissenschaftliche Zweig des Städtischen Gymnasiums knüpft an die langjährige mathematisch-naturwissenschaftliche Tradition der Schule an. Die Entscheidung des Kultusministers kommt auf Antrag des Rates der Stadt Gummersbach den vielfach besonders aus Kreisen der Industrie geäußerten Wünschen entgegen, hier wieder einem stärker mathematisch und naturwissenschaftlich betonten Unterrichtsraum zu geben. Der Fortfall der dritten Fremdsprache bedeutet natürlich nicht, daß in diesem Zweig geringere Anforderungen gestellt werden sollen. Dafür erhöht sich nämlich die Zahl der Unterrichtsstunden in der Mathematik und den naturwissenschaftlichen Fächern. Die Chemie z. B. wird am naturwissenschaftlichen Gymnasium von Untersekunda bis zur Reifeprüfung als normales Unterrichtsfach betrieben werden, während sie im regulären Stundenplan des neusprachlichen Zweiges nur in einer einzigen Klasse auftritt. Die Frage, ob das naturwissenschaftliche Gymnasium gleichberechtigt neben die älteren Schulformen treten kann, ist längst entschieden. Die formale Schulung des Geistes und die allgemeine Menschenbildung können nahezu an jedem Unterrichtsstoffe in fast gleich erfolgreicher Weise betrieben werden. Neben den hohen Wert der allgemeinen Bildung durch die alten Sprachen mit ihrem grundlegenden Kulturgut und neben die sprachliche Bildung durch die neueren Fremdsprachen, die uns die geistige Welt unserer westlichen Nachbarn erschließen hilft, ist schon seit längerer Zeit an den Schulen die nähere Beschäftigung mit den Grundlagen unserer modernen Naturwissenschaft und der durch sie veränderten materiellen und geistigen Umwelt getreten. Es wäre abwegig, eine Rangfolge der verschiedenen Schulgattungen aufstellen zu wollen, da jede Schulform ihren spezifischen Wert in sich trägt und ihre zwar etwas verschieden gerichteten, aber im Schwierigkeitsgrad schwerlich unterscheidbaren Anforderungen stellt.

Die Eltern stehen künftig vor der nicht leichten Frage, in welchen Zweig sie ihren Sohn bei der Aufnahme in die Sexta schicken sollen. Maßgeblich wird in erster Linie die mutmaßliche Interessen- und Begabungsrichtung ihres Jungen sein, die allerdings in diesem Alter

orienten, die der Schule gegenüber stets eine vorbildliche Haltung gezeigt und bewahrt haben.

Dennoch stehen wir Lehrer vor schwierigen pädagogischen Fragen. Es handelt sich um Einwirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, die eine Veränderung des seelischen Wachstums bei Kindern verursachen. In langen Reihenuntersuchungen an Volksschülern haben Mediziner und Psychologen festgestellt, daß bei diesen die körperliche Entwicklung dem Lebensalter z. T. erheblich voraus, die geistige aber gegenüber dem Lebensalter entsprechend zurückgeblieben ist. Wie kann die höhere Schule mit diesem Tatbestand fertig werden? Welche psychologischen Folgen ergeben sich daraus für das Gemütsleben und die Charakterbildung der Kinder?

An allen Schulen stehen wir vor diesen Problemen, die uns Lehrern, aber auch den Eltern, auf der Unter- und Mittelstufe große Sorgen machen. Auf der Oberstufe gleicht sich diese Diskrepanz in der Entwicklung offenbar wieder aus.

Um die schlimmsten Schwierigkeiten

noch nicht richtig beurteilt werden kann. Deshalb werden neben anderen Gründen die in der Familie auftretenden Interessen und Berufe zu berücksichtigen sein. Wenn die eigenen Wünsche und Meinungen der Eltern bei dieser Wahl einen ganz wesentlichen Anteil haben, so kann das nicht weiter verwunderlich und zu beanstanden sein, da ja auch bei der späteren Berufsentscheidung der Rat der Eltern eine gewichtige Rolle zu spielen pflegt. Auf jeden Fall wäre die Frage nach der leichteren oder schwereren Schulart verfehlt und erst recht die Auffassung, daß die begabteren Schüler in den einen Zweig und die schwächeren in den anderen gehören.

W. Heider

## WAS UNS GEFALLEN HAT

Unter dieser Überschrift veröffentlicht „Schwarz auf Weiß“ von dieser Nummer ab Begebenheiten aus dem Schulalltag, die uns aufgefallen sind. - red. -

Eine Tertia schreibt eine zweistündige Mathematikarbeit, die letzte des Jahres. Nach einiger Zeit meldet sich ein Junge — er ist kein schlechter „Mathematiker“, aber auch nicht der beste — und fragt, ob er einmal rausdürfe, um die Tiere in der biologischen Sammlung zu füttern (die Biologen besitzen nämlich auch einiges lebende Inventar!); er sei dazu beauftragt. Eine Viertelstunde geht darüber verloren, und eine mathematische Arbeit steht durchweg unter „Zeitdruck“. Aber die Tiere hätten sonst gehungert . . .

\*

In einer Vertretungsstunde geht ein Lehrer, der über ein Jahrzehnt lang kein großes Fußballspiel mehr gesehen hat, mit einer kombinierten Klasse auf den Sportplatz und „pfeift“ in einem Spiel der beiden Klassenmannschaften. Eine Regelüberschreitung ahndet er mit einem Elfmeter, ohne die diffizilen Unterschiede zwischen Freistoß, Strafstoß, die Abseitsregeln usw. zu kennen. Offenbar handelt es sich um eine falsche Entscheidung; aber der Lehrer hat sie als Schiedsrichter gefällt. Da tritt der Mittelstürmer der „a“ vor, legt den Ball auf die Elfmetermarke — die Mannschaft der „b“ protestiert — läuft an und — — — verschenkt. Das Spiel wurde in allseitiger Eintracht zu Ende geführt . . . - red. -

zu beseitigen, haben wir unter Leitung von O.St.D. Meyer in vielen Fachkonferenzen sorgfältig durchgearbeitete Mindestlehrpläne für unser Gymnasium zusammengestellt, nach denen sich der Unterricht richtet und die eine übermäßige Belastung der Schüler, besonders der Unter und Mittelstufe, soweit es möglich ist, zu vermeiden sucht.

Der zweite Weltkrieg und die anschließenden Notjahre haben also Wirkungen im Seelenleben der Kinder hinterlassen, zu deren Beseitigung Schüler, Eltern und Lehrer noch viel Geduld, Mut und Liebe aufwenden müssen. Helfen kann dabei vertrauensvolles und williges Zusammenarbeiten.

Wenn ich auf meine lange Tätigkeit an höheren Schulen zurückblicke, so tritt das Schöne am Beruf des Lehrers in den Vordergrund. Er darf das geistige Wachsen seiner Schüler beobachten und an seiner Förderung helfend mitarbeiten. Das ergibt eine innere Befriedigung, die mir gerade auch am Gummersbacher Gymnasium im reichen Maße zuteil wurde.



## Atomminister in Gummersbach

sich auf diesem Gebiet überhaupt beschäftigen darf (All.Ges. 22). Dann gibt es einen zweiten Faktor rein politischer Art. Das ist der Verzicht der Bundesrepublik auf die Herstellung atomarer Waffen. Ich bin überzeugt, daß wir durch diesen Verzicht die Möglichkeit gewinnen, uns intensiver mit der friedlichen Verwendung der Atomenergie zu befassen. Der 3. Faktor ist die Rohstofflage bei uns, die z. Z. noch durch das Uran bestimmt wird. Es ist jedoch erstaunlich, wieviel Dinge hier in der Forschung täglich neu entdeckt werden. Also wird auch die Frage der Uranversorgung in unseren Anlagen in einigen Jahren nicht mehr die ausschließende Rolle spielen. Vorläufig sind wir auf Einfuhren angewiesen, da das hier in der Bundesrepublik (Fichtelgebirge, Bayern, Hessen, Schwarzwald) vorkommende Uran nur für die Erstausrüstung und eine gewisse Betriebsreserve für ein Objekt (Karlsruhe) ausreicht. Die Lieferländer (Belgisch-Kongo, Kanada) verlangen die Rückstände zur Aufarbeitung im eigenen Lande zurück. Denn als ein sehr wichtiges Nebenprodukt treten im Reaktor Stoffe aus praktisch dem gesamten periodischen System auf, die für einen neuen Zweig der Chemie, die sogenannte heiße Chemie von hohem Interesse sind. Die heiße Atomchemie geht sogar noch weiter und eröffnet ganz phantastische Ausblicke für die Chemie selbst. Es zeigt sich nämlich, daß man z. B. gewisse organische Substanzen im Reaktor unter Neutronenbeschuß umwandeln kann in andere Stoffe: hier wird der alte Alchimistentraum von der Umwandlung der Elemente noch erheblich weiter geführt. Das gibt neue interessante Aussichten für die Vornahme von chemischen Großprozessen, die wir heute noch nach klassischer Methode machen. Denken Sie etwa an die Reaktion  $\text{SO}_2$  zu  $\text{SO}_3$ , die zweifellos in absehbarer Zeit durch Neutronenreaktionen vollzogen werden kann und nicht mehr durch katalytische Hochdruckverfahren oder den Bleikammerprozeß. — Die Energielücke ist nun zweifellos im Jahre 1965—1970 zu erwarten. Hier zeigt sich eine interessante Entwicklung: die Rationalisierung der Energieerzeugung. (Index der industriellen Produktion für die 17 Staaten der OEEC 1920 per def. = 100, 1953 angestiegen auf 236,6, jedoch bleibt der Energieverbrauch auf 40% des hieraus berechneten Anteils). 1920 wurde in einem Elektrizitätswerk noch über 5 kg Kohle zur Erzeugung einer kWh gebraucht, heute unter einem halben kg. Wir hatten 1953 noch Wirkungsgrade in den deutschen Elektrizitätswerken zwischen 8,8 und 38%. So kann man also auch mit der klassischen Energie noch zu einem sehr viel besseren Wirkungsgrad kommen. So wird die Atomenergie keineswegs die klassische Energie verdrängen, weder die Kohle, noch die Wasserkraft, noch das Erdöl, sondern sie ergänzen: das ist auch für die wirtschaftliche Entwicklung notwendig. Das Land, das sich am stärksten mit der friedlichen Entwicklung der Atomenergie beschäftigt, um Energie zu gewinnen, ist Großbritannien. Es hat den Versuch gemacht, aus seiner Kohlemisere möglichst schnell herauszukommen, da es in einer schlechteren Lage sich befindet als wir. (Kohlesituation und Importzwang).

Die Engländer hatten vor 2 Jahren etwa ein Programm bis 1965 aufgestellt und wollten etwa 12 Reaktoren aufstellen mit einer zusätzlichen Leistung ge-

genüber dem bisherigen Stand von etwa 2000 MW. Man hat dann die projektierten Werke stärker ausgelegt für 4000 MW. Der neue Atomminister hat das Programm dann sofort um weitere 5 Reaktoren auf eine Gesamtleistung von 6—8000 MW erweitert. Nun sind Atomkraftwerke nur dann rentabel, wenn sie als Grundlastwerk gefahren werden, d. h. mit möglichst 80% dauernder Belastung. In England beträgt aber die Grundlast z. Z. etwa 3000 MW, im Jahre 1965 rechnet man mit etwa 6000 MW. Was mache ich nun mit der Kapazität, wenn die Belastung nicht durch eine sinnvolle Stromverbrauchspolitik gleichmäßig gestaltet werden kann? Aber die Engländer sind überzeugt, daß sie das brauchen, und nun haben sie ausgerechnet, daß man pro installiertem KW etwa 1 320 DM braucht. Dann brauchen die oben genannten rund 7000 MW zwischen 8 und 9 Milliarden DM Kapital; dazu kommen noch etwa 2½ Milliarden DM für die Erstausrüstung an Uran. Für unsere Verhältnisse kann ich Ihnen die Überlegung mitteilen, die unsere Atomkommission angestellt hat, nämlich daß wir bis 1965 etwa 3 Kraftwerke errichten mit 100 MW Leistung und 500—600 Mill. Investitions-

kosten (incl. U). Wir werden diese Frage lösen müssen, ohne andere Investitionspläne, z. B. für den Bergbau oder für die Braunkohle, aufzugeben. Es wird eben eine Aufgabe der Wirtschaftspolitik sein, die Investitionen auf diesem neuen Gebiet zu ermöglichen. Das hat nicht nur Bedeutung für die Deckung der Energielücke, meine Damen und Herren, sondern es handelt sich hier um einen neuen Industriezweig auch mit neuen großen Exportmöglichkeiten. Hier sind erhebliche Anstrengungen der Verfahrenstechnik notwendig, um die sehr scharfen Bedingungen, denen die Werkstoffe unterworfen sind, zu bewältigen. Es kommen doch immerhin bei den Reaktoren Probleme vor wie das Schweißen von 35 mm starken Stahlstücken an Ort und Stelle von sehr großen Dimensionen, sehr kleine Toleranzen, was die Luftspalte angeht, beim Zusammenbau bis zu  $\frac{1}{100}$  mm bei sehr großen Werkstücken, und unsere Lieferindustrie hat hier schon einige Sorgen gehabt, um diesen Bedingungen nachzukommen. Ich bin überzeugt, daß gerade unsere hochentwickelte Maschinen- und Apparatebauindustrie hier ein sehr dankbares Feld finden wird.

## Das deutsche Programm

Wir haben in Deutschland, nur Reaktoren zu kaufen mit einer Ausnahme, die ich gleich erläutere, weil wir vorerst noch nicht in der Lage sind, Forschungsreaktoren, die man zunächst einmal braucht, zu bauen. Der erste Forschungsreaktor wird in diesem Jahr in Carling bei München in Betrieb gehen, dann werden wir zu Versuchskraftwerken kommen müssen, dann erst später zu Leistungskraftwerken. Das RWE hat ein Projekt eines Versuchskraftwerkes angemeldet mit etwa 20—30 MW Leistung — hier wird man zweifellos sehr viel studieren können. Es gibt auf der gesamten Welt noch keinen Reaktortyp, der wirtschaftlich einwandfrei wäre, auch die englischen Typen wie Calderhall sind in wirtschaftlicher Beziehung zweifellos heute schon überholt. Allerdings muß man sich beim Bau von Versuchskraftwerken darüber klar sein, daß zu kleine Kraftwerke auch kein Urteil erlauben über die Wirtschaftlichkeit. Festzuste-

scheint jedoch bis heute, daß die sogenannten Brennstoffkosten für einen Reaktor nicht überwältigend in die Kalkulation eingehen. Wir kennen ein englisches Angebot nach Italien mit Rücklauf der Brennstäbe zur Aufarbeitung für die heiße Chemie, das auf 1 Pfg./kWh führt. Auch die englischen Kollegen behaupten immer, sie seien an der konventionellen Grenze. In Karlsruhe soll ein Reaktor deutscher Konstruktion aufgebaut werden; das ist ein Experiment, das durchgeführt wird von einer GmbH, an der die Industrie mit 50%, der Bund mit 30% und das Land Baden-Württemberg mit 20% beteiligt sind.

Wir werden sehen, wenn dieser Reaktor fertig ist, ob es für uns lohnt, schon eigene Reaktoren zu bauen oder ob wir sie besser draußen kaufen. Jedenfalls ist es nicht so, daß nun jeder zahlungskräftige Landrat — ich nehme an, es gibt auch solche — nun in seinem Bezirk einen Reaktor aufstellen kann.

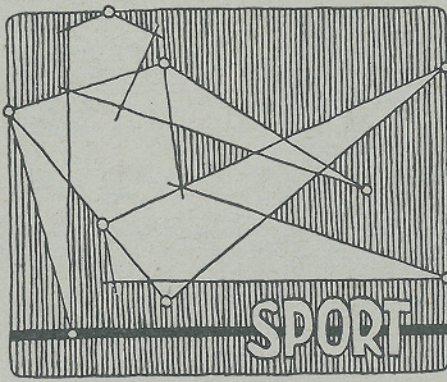
## Gefahren der Atomtechnik

Nun noch etwas sehr Wichtiges: Können wir überhaupt verantworten, Atomtechnik zu betreiben wegen der Gefahren, die damit verbunden sind? Sie wissen alle, die Menschen haben eine furchtbare Angst vor der neuen Technik. Sie kommt hauptsächlich aus den Erfahrungen der Atombombe. Selbstverständlich ist diese Angst berechtigt. Der Umgang mit radioaktiven Elementen ist gefährlich, Blausäure ist gefährlich, ein Bergwerk ist gefährlich und das gefährlichste Instrument, was wir haben, ist das Auto, und trotzdem fährt jeder Mensch Auto, wenn er kann. Also, von diesem Gesichtspunkt aus kann man die Dinge nicht betrachten. Das Problem liegt nicht in der Gefährlichkeit der Strahlung, sondern in der Frage: Sind wir in der Lage, die Gefahren einer solchen Anlage so abzusichern, daß nichts passiert. Hier bin ich als Techniker mit einer jetzt immerhin 30-jährige Erfahrung auf dem Gebiet der Unfallverhütung durchaus optimistisch. Das Problem liegt ganz wo anders, meine Damen und Herren. Wenn Sie die Biologen, die Biogenetiker und die Mediziner fragen, so bekommen sie keine exakte Antwort. Die Biogenetiker

können uns heute noch nicht mal sagen, wie hoch die natürliche Mutationsrate beim Menschen ist. Sie wissen, was damit gemeint ist: Die Erde hat, wie alle Himmelskörper, von der Schöpfung aus ein gewisses Maß an strahlender Materie mitbekommen. Jeder von uns trägt in seinem Körper eine ganze Anzahl Atome mit sich herum, die radioaktiv sind, K 40 und radioaktives Kohlenstoff und wenn Sie Ihr Leuchtzifferblatt von der Uhr an einen Geigerzähler halten, dann geht er ganz wild los und wenn Sie ein sehr empfindliches Instrument haben und nehmen Ihre Brille und halten sie dran, schlägt er auch aus — denn da ist K 40 drin im Glas — früher haben Sie auf jeder Mineralwasserflasche angegeben gefunden, das ist radioaktiv und furchtbar gesund — und denken sie an Gastein und ähnliche Kurorte, die mit der Radioaktivität Reklame gemacht haben. Sie sehen, daß hier gewisse Dinge irgendwie nicht stimmen können. Der sogenannte Nulleffekt auf der Erde gehört zum biologischen Gleichgewicht der Welt. Wenn es stimmt, daß jeder Impuls, der von einer Strahlung herrührt zu einer Mutation führt, und die Mutation ist



immer ungünstig, wie die Biologen behaupten, dann ist nicht ganz einzusehen, daß die Menschen sich so entwickelt haben — jedenfalls um ein Wort eines Kollegen zu variieren: Mir ist ein hübsches Gummersbacher Mädchen zweifellos lieber als eine Neandertalerin von vor soundsovieltausend Jahren ohne Mutation. In der biologischen Forschung, die in diesen Dingen politisch belastet war, haben wir den Anschluß an die eigentlichen Aufgaben etwas verloren. Man muß nun, wenn man technische Objekte errichtet, davon ausgehen, daß sie zu einem wirtschaftlichen Zweck errichtet werden. Mit übertriebenen Schutzmaßnahmen aber kann man jede Anlage unwirtschaftlich machen. Andererseits sind wir gezwungen, den Schutz so weit zu treiben, daß nichts passiert. Hier aber fehlt es uns wie gesagt an der biologischen Grundlagenforschung, die ich besonders mit meinem Ministerium unterstützen werde. Die Landwirtschaft benutzt heute schon sehr weitgehend die Möglichkeit, künstliche Mutationen einzuleiten, um bessere Pflanzen, bessere Tiersorten hervorzubringen — „besser“ immer vom anthropozentrischen Standpunkt aus. Wenn uns die Biologen und Mediziner Aufgaben stellen, die ingenieurmäßig gelöst werden müssen, dann werden wir sie ingenieurmäßig lösen; denn das ist beim heutigen Stand der Technik möglich. Ein französischer Kollege von mir pflegt zu sagen: Ein moderner Reaktor ist viel ungefährlicher als ein bakteriologisches Institut einer Universität, denn ich kann jede Strahlung mit empfindlichen Instrumenten messen, Bakterien kann ich heute mit dem Geigerzähler in der Atmosphäre noch nicht feststellen, das weiß jeder, der eine Grippe kriegt. Aber gefährlich ist die Sache auf alle Fälle. Wenn man aber die nötigen Vorsichtsmaßnahmen einhält, kann man mit allen gefährlichen Substanzen arbeiten: Wir fahren heute kesselwagenweise Blausäure in unseren chemischen Fabriken herum, aus denen wir Kunstfasern für Damenstrümpfe machen, und es ist noch nichts dabei passiert. Es ist doch nicht etwa so, wie ein elektrotechnischer Kollege von mir mal sagte, wenn in einem Fabrikgebäude ein Wasserhahn tropft, daß dann der Schrei ertönt: Alle Nichtschwimmer raus! Man muß also überlegen, welche Größenordnung der Gefahr man abzuschirmen hat. Daß noch erhebliche Arbeit der Biologie notwendig ist, steht außer Zweifel, und wir wollen hoffen, daß wir darüber in den nächsten Jahren sehr viel mehr wissen werden. Es gibt Biologen, die sagen: Wissen Sie, wenn wir keine Radioaktivität auf der Welt gehabt hätten, dann säßen wir jetzt noch auf den Bäumen oder wir wären noch Urschleim — das ist die eine Seite. Die andere Seite sagt: Jede Mutation ist gefährlich — das Menschengeschlecht hätte sich wer weiß wie hoch schon entwickelt, wenn es diese Einwirkungen nicht gegeben hätte. Meine Damen und Herren, Sie müssen selbst entscheiden, ob wir uns hoch entwickelt genug vorkommen oder nicht — also mir persönlich reicht's. Ich will das nicht bagatellisieren. Ich wiederhole noch einmal: Es besteht zwischen ernsthaften Menschen kein Streitpunkt darüber, daß das, was wir anfangen, gefährlich ist. Aber was ist nicht alles gefährlich! Wir müssen uns da einen Mittelweg suchen, der unsere Existenz für die Zukunft sichert und mit den Gefahren bestmöglich fertig wird. Helfen kann uns hier, meine Damen und Herren, nur die Wissenschaft, nicht irgendeine Polemik, nicht die Abendzeitung und nicht die illustrierte Presse. Wir müssen verlangen, daß die Wissen-



## Hervorragende Leistungen der Schülersmannschaften

Zu den DJMM — Deutschen-Jugend-Mehrkampf-Mannschaftsmeisterschaften — im vergangenen Jahr stellte unsere Schule dank der Initiative von Studienrat Toni Kirschesch insgesamt drei Mannschaften. Den schönsten Erfolg bescherte uns die Schüler-A-Mannschaft, die im vergangenen Jahr schon die beste Mannschaft von Westdeutschland und die zweitbeste der gesamten Bundesrepublik war. Sie wurde diesmal nicht nur wieder beste Westdeutsche Mannschaft, sondern sogar mit fast 500 Punkten Vorsprung die **beste Deutsche Schülersmannschaft der Schulen in der Bundesrepublik**. Dies ist ein großartiger Erfolg, der durch eifriges Training unter Leitung von Studienrat Toni Kirschesch garantiert wurde. Bei diesem Erfolg lief man die Mannschaften von dem Johann-Neum Lüneburg, des Couvengymnasiums Aachen, des Kepler Gymnasiums Ulm und noch viele bedeutende Schulen hinter sich. Dieser Erfolg ist um so höher zu bewerten, als alle anderen Mannschaften

schaftler sich ernsthaft dieses Problems annehmen und uns Fingerzeige dafür geben, was wir technisch zu lösen haben. Wir haben alle in unsere Ingenieure das Vertrauen, daß sie mit den Hilfsmitteln der heutigen Zeit Gefahren abwenden können. Das gilt nicht für die militärische Verwendung der Atomkraft. Zum Schluß möchte ich Ihnen einige Worte eines amerikanischen Kollegen zitieren, die sich auf die Möglichkeiten der Anwendung in der Landwirtschaft beziehen: „Landwirtschaftliche Forscher sehen den Tag kommen, an dem wir für bestimmte Wachstumsbedingungen in bestimmten Gegenden Pflanzen in Maßarbeit hervorbringen können, den Tag, an dem wir Farbe, Geschmack und Form unserer Nahrungsmittel nach den Wünschen des Kunden züchten können, den Tag, an dem wir den mysteriösen Vorgang der Photosynthese verstehen, durch den die Pflanzen Eiweiß und Kohlehydrate erzeugen.“ Sehen Sie, man braucht keinem schrankenlosem Optimismus zu huldigen, man braucht aber auch nicht unnötig pessimistisch zu sein — wir haben die Pflicht, an dieses neue technische Gebiet mit Gewissenhaftigkeit und Verantwortungsgefühl heranzugehen und ich bin dann sicher, daß die Gefahren auf diesem Gebiet nicht größer sind als die Gefahren, die wir schon überwunden haben. Die moralische Reife, die dazu notwendig ist, hat die Menschheit heute zweifellos in ihrer Gesamtheit nicht —

über gute leichtathletische Anlagen verfügen, die hier leider noch nicht vorhanden sind, aber doch bald auch hier zur körperlichen Ertüchtigung zur Verfügung stehen werden. Unsere Mannschaft erreichte 21 856 Punkte, während die nächste Mannschaft erst mit 21 399 Punkten folgt; das bedeutet eine Punktdifferenz von nicht weniger als 478 Punkten. Die erfolgreiche Mannschaft setzt sich wie folgt zusammen:

Kohlmeier UIII b 3 063 P., Kerber OIII a 3 021 P., Alberts OIII a 2 759 P., Becher OIII a 2 745 P., Josten UIII a 2 622 P., Bealldyga UIII a 2 595 P., Ullenburg UIII a 2 593 P., Schür IV b 2 458 P. Als Ersatz wirkten mit Grümer UIII a 2 171 P. und Mutschler UIII a 2 136 P. Eine Mehrkampfmannschaft besteht aus 10 Mann, von denen aber nur die acht besten gewertet werden. Als dieser schöne Erfolg bekannt geworden war und auch an die Ohren unserer Stadtverwaltung gedrungen war, stiftete sie sofort einen Satz Hürden für die Schule. Dafür sind wir der Stadtverwaltung besonders dankbar, da bisher diese schöne leichtathletische Sportart an unserer Schule nicht betrieben werden konnte.

Unsere B-Schülersmannschaft I erreichte in Westdeutschland einen beachtlichen 1. Platz, und in der Bundesrepublik kam man auf den 8. Platz. Auch diese Leistung verdient Anerkennung, da sie eine wesentliche Verbesserung gegenüber 1955 bedeutet. Die zweite Schüler B-Mannschaft erreichte in Westdeutschland den 9. Platz und in der Bundesrepublik den 50. Platz. Auch hier hat man sich wesentlich verbessert, denn 1955 kam man nicht mehr in die Liste der Bundesrepublik hinein. Die erste Mannschaft der Schüler B erreichte 11 853 Punkte, und die zweite Mannschaft kam auf 10 199 Punkte. Auch wir von der Redaktion möchten unsern drei Schülersmannschaften zu diesem Erfolg gratulieren.

H.-B. Solbach

das wollen wir ruhig zugestehen. Und es ist an uns, dafür zu sorgen, daß die irrationalen Kräfte in unserem Dasein nicht schwächer werden als die materiellen. Und dazu kann jeder von uns etwas mithelfen.

(verantwortlich für die Kürzung: -lk -)



Schülerzeitung des Städt. Gymnasiums  
Gummersbach

Erscheint vierteljährlich

**Chefredakteur:** Joachim Doering UI a, Derschlag, Eckenhagener Straße 26 (dog); **Redaktion:** Jochen Hausmann UI a (hsm), Hinrich Enderlein OIII b (en), Axel Hausmann OII b, Horst Burkhard Solbach OII a, Hans Joachim Kerber OIII a und Rainer Fischbach OIII a; **Chef vom Dienst:** Hans-Günther Heinen OI a, Hunstig 57 (ghg); **Graphik:** Dieter Prinz UI a; **Beratend:** St.R. Dr. Leo Klingens (lk). — Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. — Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2 — Preis pro Heft 0,50 DM — Satz und Druck: Friedrich Luyken GmbH, Gummersbach



# „Nimm das nicht ernst“

unter dieser Überschrift veröffentlicht „Schwarz auf Weiß“ in dieser und den folgenden Nummern Geschichten, die vielleicht einmal geschehen werden. Wenn sie auch ziemlich unglaublich klingen und nie passiert sind, so ist doch ein bestimmter Bruchteil irgendwann im Schülerleben dagewesen.

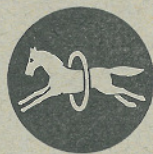
Es gab nur wenige Obersekundaner, die schon ein eigenes Stück Land besaßen. Moses jedoch, ein hochgewachsener Pennäler von achtzehn Jahren, gehörte zu diesen wenigen Auserlesenen. In stillen Stunden dankte er öfters dem Himmel, daß er den alten Onkel früher als erwartet in die ewig grünen Gefilde gerufen hatte, so daß aus ihm, dem einzigen Neffen, auch der einzige Erbe jener dreieckigen Wiese in der Nähe des Steinbruchs geworden war. Moses Vater zahlte die Steuern für das Grundstück, Moses selbst bewachte und pflegte es. Er hatte die Wiese an einen Bauern verpachtet, um so durch sie Geld zu verdienen und sie doch sein eigen nennen zu können. Zur Straße hin war das Besitztum mit wilden Weiden, Dornen und vollschlanken Eschen bewachsen, die den Einblick auf den blühenden Pflanzenteppich mit ihrer Dichte hemmten. Seltene Vogelarten hausten in dem Dickicht und ließen das Strauchwerk wie eine belebte Festung erscheinen. An dem unteren Rand der hohen Böschung hatte die Gemeinde junge Kastanien pflanzen lassen; Moses freute sich darüber. Denn nun erhielt seine Wiese auch am unteren Rand einen Wall, der damit das Besitztum gegen Eindringlinge schützte. Es wurde März. Der polnische Bauer, der den Gutshof in der Nähe der Talsperre gemietet hatte, benutzte Moses Wiese als Futterplatz für sein Vieh. Er hatte wie immer den Boden nach Zweigen und dürrerem Gesträuch abgeharkt und meldete mit seinem beschränkten Wortschatz Moses die Richtigkeit dieser Tatsache. Eine Woche später kam Moses zufällig bei einem Spaziergang an seiner Wiese vorüber und bemerkte zu seinem Entsetzen, daß außer vier knorrigen Weiden und den Kastanienbäumen der Gemeinde das ganze Laubwerk abgeholzt war und fein säuberlich sortiert den sprießenden Wie-

senboden bedeckte. Moses lief zu dem einzigen in der Nähe gelegenen Hause und fragte, ob man wisse, wer das Holz gefällt habe. Ein Bursche mit halbstarker Miene verweigerte jegliche Auskunft; nur ein krummes, verdorrtes Mütterchen auf der Ofenbank redete in lispelnden Lauten von einem polnischen Bauern, der jenseits des Berges seinen Hof habe. — Moses mußte den Bauern aufsuchen, um ihn, der sonst pünktlich seine Miete bezahlte und nie Schwierigkeiten zu machen pflegte, zur Rede stellen. Der stiernackige Pole saß in seiner Küche mit fettigem Haar und schartigen Fingernägeln und hielt eine Pfanne Bratkartoffeln auf seinen Knien. Er stammelte ein paar lallende Töne und zeigte fortwährend auf eine Seitentür, aus der sich ein hurtiges Männlein mit Kratzfüßen dem langen Moses näherte. „Ich bin der Schwiegervater. Sie sprechen von dem abgeschlagenen Holz, nun, dafür bin ich verantwortlich. Ich bin nämlich beim kaiserlichen Straßenbauamt beschäftigt, und die Behörde gibt uns immer Anweisung, die Wege für die freie Sicht der Autofahrer von Strauchwerk zu reinigen.“ Mit Erstaunen hörte Moses die Worte vom kaiserlichen Straßenbauamt in einer Zeit, wo man gewöhnt war, von Bundesämtern zu reden.

Er traute der Sache nicht und befahl deshalb, da es nun einmal geschehen war, das Holz solle zu seinem elterlichen Haus geschafft werden. „Aber selbstverständlich, hätte ich das gewußt, dann hätte ich mir die Mühe erspart. So habe ich mir die Finger wundgerissen und die Kleider an den Dornen aufgeschlitzt“, fügte das Männchen eifertig hinzu. Moses war sich bewußt, daß hier aus Mangel an Feuerholz fremdes Eigentum gestohlen worden war, und daß mußte bestraft werden. Am nächsten Tag brachte ein Fuhrunternehmen die dicken Stäm-

me und blühenden Dornen. Moses, der seine Arbeitsgemeinschaft früher als gewöhnlich verlassen hatte, überwachte den Transport. Aber gleichzeitig mit dem Fuhrwerk erschienen auch zwei Kerle auf einem Motorrad. Sie seien Arbeiter der Gemeindeverwaltung, gaben sie vor und behaupteten, das Holz gehöre zum größten Teil der Verwaltung, da es auf dem unteren Böschungsrand gewachsen sei. Man habe dem polnischen Bauern den Auftrag gegeben, die Böschung zu säubern und das Holz zu verbrennen. Aber da man kein Aufsehen erregen wolle, müsse sich Moses als Besitzer bereit erklären, dem Polen für seine Mühe die restierenden vier Bäume zuzusprechen. Moses, in der Angst, selbst als Holzdieb dazustehn, willigte gern ein. Am nächsten Tag jedoch ging er zum örtlichen Wegebaumeister, um ihn wegen der Richtigkeit des Geschehens zu fragen. Dieser jedoch wußte nichts und beteuerte die Unschuld der Gemeinde. In heimlicher Sorge aber um den Ruf der obersten Verwaltung gab er die Sache an den Bürgermeister weiter, den darob eine leichte Befangenheit ergriff. Er setzte sich in sein Auto, nahm mehrere höhere Persönlichkeiten mit und fuhr an den Tatort, um mit Zollstock und Wasserwaage den Standort der Bäume auszumessen. „Nun ja, auf unserem Boden wuchsen sie ja nicht, aber immerhin haben ihre Wurzeln doch auch bei uns ihr Wasser gefunden.“ Darauf sprach er dem Bauern und seinem flinken Schwiegervater die übrigen vier Bäume von Moses Wiese zu, da sich der Landwirt und seine Sippe freiwillig und unangefordert einer mühseligen Aufgabe unterzogen habe. Moses verstand das salomonische Urteil nicht ganz, aber vielleicht hätten seine Bäume ja mal quer anstatt senkrecht wachsen können und dann hätte der Bauer bestimmt ein gutes Werk für die Autofahrer getan. Beim Anwerfen seines Vehikels meinte der Bürgermeister, das Unkraut werde schnell wieder nachwachsen. Moses aber starrte wehmütig auf jene Wiese, die ihm gehörte und doch so fremd geworden war. Er wagte nicht, einen Schritt auf den blühenden Pflanzenteppich zu machen, denn er fürchtete, wegen Betretens von fremdem Eigentum angezeigt werden zu können.

- hsm -



AUGUST RÜGGEBERG  
MARIENHEIDE / RHLD.

Werkzeug-  
und Werkzeugmaschinenfabrik

Feinkost — Imbiß — Milchmix — Eis

**Kopperberg**

Inh. R. Felder

*Beck's Bier löscht Männerdurst*

Durchgehend geöffnet von 8.00 bis 24.00 Uhr

E. Cramer und H. Herling Dieringhausen

*Versicherungen*

Telefon Gummersbach 4375



*Das Haus der guten Flaschen*  
SPIRITUOSEN - SPEZIAL - GESCHÄFT

*Gaststätte*

INH. A. u. R. SOLBACH  
Gummersbach, Kaiserstraße 39 · Ruf 2446

Seit Jahren Stammlokal der Oberprima

*Optik bringt Freude!*

Feldstecher · Mikroskope · Barometer  
Theatergläser · Lupen · Kompass

**Brillen-Löwe** Augenoptikermeister  
Gummersbach, Moltkestr. 17 gegenüber der Gasgesellschaft

**Otto Frackenpohl**

Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte

**Gummersbach Rhld.**

Kaiserstraße 5

Telefon 2478



**OBERBERGISCHE BÜCHERSTUBE**  
Adolf Osberghaus · Gummersbach



*Musik - Instrumente*

wie

**Akkordeons - Gitarren**

**Blockflöten - Mundharmonikas u. a.**

sowie

**Schallplatten und Noten**

kauft man im Fachgeschäft

**MUSIKHAUS JORETZKI, Gummersbach**

Kaiserstraße 22 · Telefon 2797

FÄRBEREI UND CHEMISCHE REINIGUNG

**Thiel**

**Gummersbach**, Hindenburgstr. 39

„ Kaiserstr. 30

**Dieringhausen**, Kölner Straße 61

Annahmestellen überall im Oberberg. Kreis

**Ing. FRANZ KAIL**

Kaillux-Leuchten · Techn. Großhandel

„Construkta“ — Wäscheautomaten

Gummersbach, Kaiserstraße 71 · Ruf 3009



*Bergische Apotheke*

Arthur Greive

Inh.: Karl-Egon Spahn

Gummersbach, Kaiserstraße 40/42

Fernruf 2160

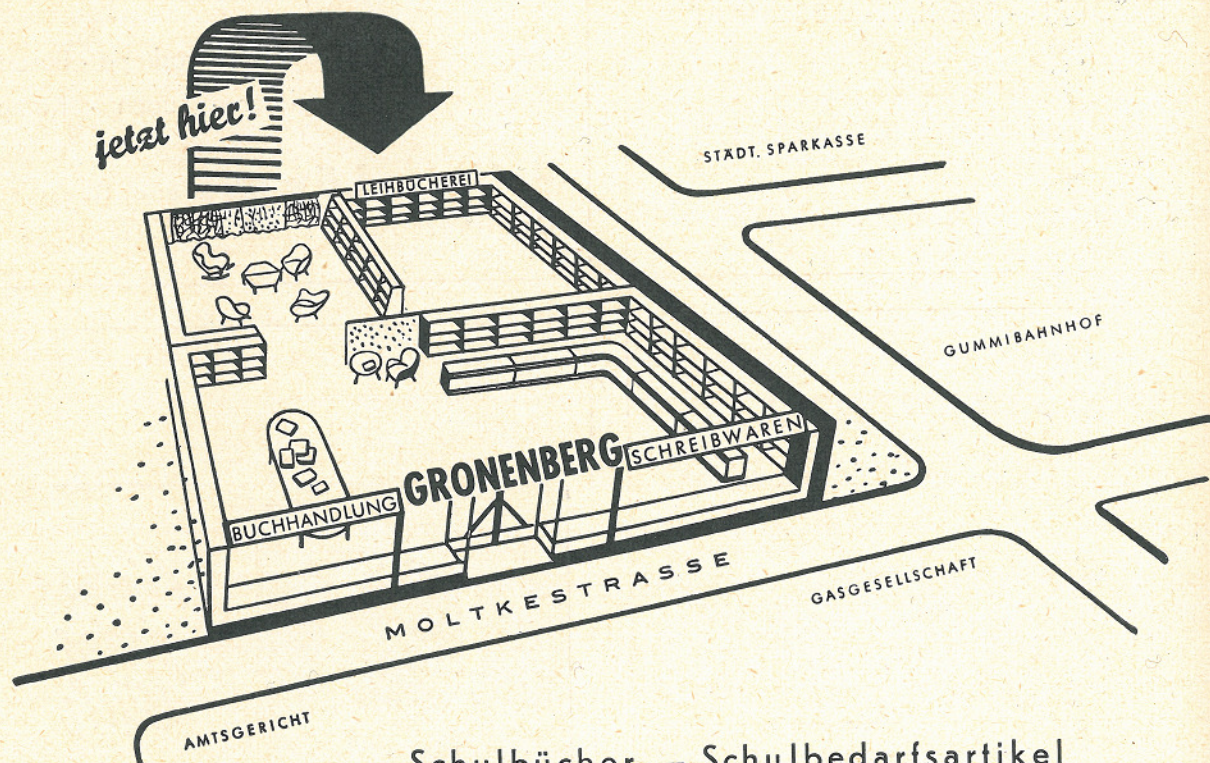
**Josef Klein**

MOLKEREI-FACHGESCHÄFT

Gummersbach, Kirchstraße 1

Telefon: 2789





Schulbücher — Schulbedarfsartikel

Ab 7.30 Uhr morgens durchgehend geöffnet

**EDELSTAHL**

**EDELSTAHLGUSS**

**BLANKSTAHL**

**SCHMIDT & CLEMENS**  
**EDELSTAHLWERK**  
**BERGHAUSEN BEZ. KÖLN**